

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1883

[1882]

Am Nordpol.

Nach dem Englischen von F. Olliverio.

(4. Fortsetzung.)

XIV.

Die Nacht war vorüber.

Fern und nah, soweit man vom Garten schauen konnte, lag alles heiter strahlend im Lichte der Nachmittagssonne. Rings um die Villa her war heiteres, frohes Leben und Weben. Kinderstimmen tönten aus dem Nachbarhause zur Villa herüber, von der Landstraße her erscholl hin und wieder das Rollen der vorüberfahrenden Karren und Wagen, fernes Plätschern von Rudern und Keuchen der Dampfmaschinen erinnerte an den Verkehr der Dampfschiffe auf dem blauen Meere, welche zwischen der Insel und dem Festland hin und her fuhrten. Die Vögel sangen fröhlich zwischen den rauschenden Blättern der Bäume. Im Hause lachten die Mägde bei ihrer Arbeit über heitere Scherze und Erzählungen. Es war eine lustige, schöne Zeit — ein glänzender, Freude spendender Tag.

Die beiden Damen befanden sich im Garten. Sie hatten einen Spaziergang durch die Anlagen gemacht und ruhten nun auf einem lauschigen Plätzchen aus.

Nachdem sie einige alltägliche Redensarten über die Schönheit des Tages gewechselt hatten, schwiegen sie. Da sich Clara dessen, was sie in ihrem magnetischen Schlaf gesehen hatte, eben so klar bewußt war, wie andere Leute gewöhnlich dessen, was sie im Traum gesehen haben, und an die Vision als an eine übernatürliche Eingebung glaubte, so waren ihr die schlimmsten Befürchtungen nun zur entseßlichen Wirklichkeit geworden. Ihre letzte, schwache Hoffnung, Franz in diesem Leben wieder zu sehen, hatte nun ein Ende. Frau Crayford wußte sehr wohl, was in Clara vorging, Erfahrung hatte sie aber gelehrt, daß vernünftiges Zureden und ruhige Vorstellung nichts weiter als nutzlose Wort- und Zeitverschwendung sein würden. Die Neigung, die sie in verfloßener Nacht empfunden, Claras im magnetischen Schlaf gesprochenen Worten eine abergläubische Wichtigkeit beizulegen, war mit der Wiederkehr des Tages verschwunden. Ruhe und Ueberlegung hatten ihr Gemüt befähigt und ihrem klaren, vernünftigen Sinn wieder die Herrschaft zurückgegeben. Dachte und fühlte sie auch sonst fast in allen Dingen gleich mit Clara, so konnte sie doch, als sie so in dem warmen, schönen Sonnenschein saßen, ihre düstere, hoffnungslose Verzweiflung an der Zukunft nicht teilen. Die stillen, ruhigen

Minuten reihten sich aneinander, eine Stunde verging, während welcher die zwei Freundinnen wortlos nebeneinander saßen.

Plötzlich erscholl die Torglocke der Villa.

Beide fuhren in die Höhe; beide wußten, daß es die Stunde war, zu welcher ihnen der Postbote Zeitungen von London brachte. Wie oft in vergangenen Tagen — viel hunderte und hunderte Male — hatten sie das die Zeitungen umschließende Papier hastig aufgerissen und nach derselben Spalte mit derselben traurigen Mischung von Hoffnung und Verzweiflung geschaut! Heute so wie gestern und alltäglich seit Monaten und Jahren trat das Mädchen mit Lucies und Claras Zeitung in der Hand zu den Damen.

Hastig wie immer riß Frau Crayford das Streifenband von der ihren, Clara aber legte ihre Zeitung ungeöffnet ruhig neben sich auf die Gartenbank.

Schweigend suchte Frau Crayford die Spalte, in welcher die letzten Nachrichten aus fremden Ländern standen. In demselben Augenblick, als ihr Auge darauf fiel, stieß sie einen Freudenschrei aus. Die Zeitung entfiel ihren zitternden Händen und Claras Arm ergreifend, rief sie: „Meine liebe, liebe Clara, endlich Nachricht über sie!“

Ohne Antwort, ohne die geringste Veränderung in Blicken oder Wesen, hob Clara die Zeitung vom Boden auf und las die oberste Zeile der Spalte, wo mit großen Buchstaben gedruckt stand:

Die Nordpolexpedition.

Sie wartete einen Moment und blickte zu ihrer Freundin hin. „Kannst du ertragen, es zu hören, wenn ich laut lese?“

Zu aufgeregt, um mit Worten zu antworten, machte die Gefragte ungeduldig Zeichen, daß Clara fortfahren sollte.

Diese las:

Folgende Nachricht ist uns aus St. Johns (Neufundland) zur Veröffentlichung zugegangen. Es geht das Gerücht, daß der Walfischfänger Blythewood die noch lebenden Offiziere und Mannschaften der Expedition in Davis Street getroffen hat. Viele werden mit Bestimmtheit tot gesagt und einige werden vermißt. Die Liste der Geretteten, welche von den Leuten des Walfischfängers zusammengestellt wurde, kann nicht als absolut richtig ausgegeben werden, da sich der Nachforschung

verschiedene Hindernisse in den Weg stellten. Das Schiff war in seiner Zeit beschränkt, und die Mitglieder der Expedition, welche alle mehr oder weniger unter der Ermattung gelitten hatten, waren nicht im Stande, bei der Nachforschung die nötige Unterstützung zu bieten.

Hier folgte die Liste der noch Lebenden nach ihrem Range. Sie lasen sie zusammen. Der erste Name war Kapitän Helling, der zweite Lieutenant Crayford.

Die Freude überwältigte Lucie. Nach einer Weile legte sie den Arm um ihre Freundin und flüsterte mit erstickter Stimme:

„Meine liebe, liebe Clara, bist du auch so glücklich wie ich? Ist Franz' Name auch dabei? Lies mir vor, ich kann selbst nicht mehr lesen, die Buchstaben verschwimmen mir vor den Augen.“

Mit trauriger Miene entgegnete Clara:

„Ich habe nur bis zu deines Mannes Namen gelesen, ich brauche nichts weiter zu wissen.“

Frau Crayford wischte sich die Tränen aus den Augen, nahm alle ihre Fassung zusammen und sah selbst in die Zeitung. In der Liste der Lebenden suchte sie vergebens. Franz' Name war nicht darin. In einer zweiten aber, „Tot oder vermißt“ überschrieben, standen gleich zu Anfang die beiden Namen:

Franz Aldersley.

Richard Wardour.

Sprachlos vor Kummer und Besorgnis blickte Frau Crayford Clara an. Befähigt sie bei ihrer schwachen Gesundheit Kraft genug, den Schlag, der sie getroffen, zu ertragen? Ja! Sie nahm ihn mit eigentümlicher, unnatürlicher Resignation hin — sie blickte und sprach mit der trostlosen Ruhe der Verzweiflung:

„Ich war darauf vorbereitet,“ sagte sie. „Ich sah sie vergangene Nacht im Geiste. Richard Wardour hat die Wahrheit entdeckt und Franz mit seinem Leben dafür büßen müssen, und ich, ich allein trage die Schuld daran.“ Sie fuhr schauernd zusammen und presste die Hand aufs Herz. „Wir werden nicht lange getrennt bleiben, Lucie. Ich werde zu ihm gehen. Er wird nicht wieder zu mir kommen.“

Die Worte wurden mit so ruhiger, sicherer Ueberzeugung gesprochen, daß sie entsetzlich anzuhören waren. Nach einer Weile stand sie auf, um ins Haus zu gehen. Frau Crayford faßte nach ihrer Hand und zwang sie, sich wieder zu ihr zu setzen.

„Blicke nicht, sprich nicht in so entsetzlicher Weise, Clara,“ rief sie. „Worte, wie du sie soeben sprachest, sind eines denkenden Menschen unwürdig, du zweifelst an Gottes Barmherzigkeit. Sieh' her, hier in der Zeitung steht klar und deutlich, daß die Nachricht nicht ganz maßgebend ist, daß man auf weitere Einzelheiten warten soll. Die Worte schon „Tot oder vermißt“, zeigen dir, wie wenig die Wahrheit verbürgt ist. Es ist also ebenso leicht möglich, daß Franz nur vermißt, wie daß er tot ist. Die nächste Post schon kann einen Brief von ihm bringen. Hörst du mich?“

„Ja.“

„Kannst du mir widersprechen?“

„Nein.“

„Ja! Nein! Ist das eine Art, mir zu antworten, wenn ich so bekümmert und besorgt um dich bin?“

„Es tut mir leid, Lucie, daß ich mich in der Weise äußert habe, wir sehen aber manche Dinge mit verschiedenen Augen an. Ich bestreite ja nicht, meine Liebe, daß deine Anschauung die vernünftigste ist.“

„Du bestreitest es nicht,“ entgegnete Frau Crayford warm. „Nein! du tust, was viel schlimmer ist, du glaubst an deine eigene Meinung, du beharrst bei deinem eigenen Schluß — während du die Zeitung, die dich eines Besseren belehrt, in der Hand hältst. Glaubst du der Zeitung, oder glaubst du ihr nicht?“

„Ich glaube das, was ich vergangene Nacht sah.“

„Was du vergangene Nacht sahst! Du, ein gebildetes,

kluges Mädchen, glaubst an eine — Vision, eine Vorwiegung deiner aufgeregten Nerven — einen bloßen Traum! Ich wundere mich, daß du dich nicht schämst, es einzugestehen!“

„Kenne es einen Traum, Lucie, wenn du willst. Ich habe zu anderen Zeiten andere Träume gehabt, die sich erfüllt haben.“

„Ja!“ sagte Frau Crayford. „Der Zufall mag einmal sein Spiel getrieben haben, daß einer deiner Träume in Erfüllung ging, und das beachtest du, denkst darüber nach, und setzt deinen festen Glauben daran. Komm, Clara, sei vernünftig! — Wie nun, wenn der Zufall gegen dich war, und deine Träume nicht in Erfüllung gingen? Ihr abergläubischen Leute seid alle gleich. Ihr vergeßt süglich eure Träume und Vorahnungen, wenn sie sich als falsch erweisen. Mir zu Liebe, Treue, nicht deinetwegen allein,“ fuhr sie in weicherem, zärtlicherem Tone fort, „versuche vernünftiger und hoffnungsvoller zu sein. Verliere das Vertrauen auf die Zukunft, den Glauben an Gott nicht. Er, der meinen Mann gerettet hat, kann auch deinen Franz retten. So lange wir in Ungewißheit schweben, ist auch noch Hoffnung. Verbittere mir mein Glück nicht, Clara! Versuche es, so wie ich zu denken, und wäre es auch nur, um mir zu zeigen, daß du mich lieb hast.“

Dabei schlang sie den Arm um des Mädchens Hals und küßte sie herzlich.

Traurig und ergeben antwortete jene:

„Ich habe dich lieb, Lucie, ich will es versuchen.“

Darauf seufzte sie schwer auf und schwieg. Es wäre einem weit weniger beobachtenden Auge als dem Frau Crayfords leider nur zu klar gewesen, daß die eindringlichen Worte keinen guten Eindruck auf sie gemacht hatten. Sie hatte ihre eigene Denkungsart nicht weiter verteidigt, sprach nicht mehr darüber — die entsetzliche Ueberzeugung aber, daß Franz von Wardours Hand getötet war, wurzelte fest wie zuvor in ihr. Entmutigt und bekümmert stand Frau Crayford auf und ging ins Haus.

XV.

Am Wohnstubenfenster der Villa zeigte sich plötzlich ein kleiner, freundlich aussehender Mann, mit glänzenden, klugen Augen, und heiterem, ansprechendem Wesen. An dem feinen, schwarzen Anzug erkannte man sogleich den wohlhabenden, von allen Kranken der Umgegend gesuchten Arzt. Als sich Frau Crayford dem Hause näherte, kam er ihr eilig bis auf dem Rasen entgegen und hielt ihr herzlich beide ausgestreckte Hände hin.

„Meine liebe Frau Crayford, nehmen Sie meine innigsten Glückwünsche!“ rief er. „Ich habe die guten Nachrichten in der Zeitung gelesen, und hätte mich kaum mehr darüber freuen können, wenn ich die Ehre hätte, Herrn Lieutenant Crayford persönlich zu kennen. Wir wollen zu Hause den Tag feiern. Ich sagte zu meiner Frau, ehe ich fortging: Vergiß nicht eine Flasche alten Madeira zu Mittag heraufholen zu lassen, wir wollen auf des Herrn Lieutenants Gesundheit trinken! Und was macht unsere interessante Patientin? Die Nachricht ist nicht ganz so, wie wir sie gewünscht hätten, so weit sie Fräulein Burnham betrifft. Ich war, die Wahrheit zu gestehen, ein wenig besorgt über den Eindruck, den sie auf sie gemacht hat, und statt deshalb meinen Besuch früher als gewöhnlich ab. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß ich für meinen Teil die Nachricht für eine traurige Neuigkeit ansehe. Es ist ja klar gesagt, daß die Auskunft, soweit sie Herrn Aldersley betrifft, nicht mit Sicherheit gegeben werden kann, und das spricht sehr zu Herrn Aldersleys Gunsten. Ich hege die besten Hoffnungen für ihn; und Fräulein Burnham? Ich wage kam zu hoffen, daß sie auf meiner Seite steht?“

„Fräulein Burnham hat mich bekümmert und besorgt gemacht,“ erwiderte Frau Crayford. „Ich wollte eben nach Ihnen schicken, als Sie mir entgegentraten.“

Nach diesen einleitenden Worten berichtete sie dem Doktor ausführlich, was vorgefallen war. Sie wiederholte nicht allein die Unterhaltung zwischen Clara und ihr von heute Morgen,

sondern auch die Worte, welche Clara vergangene Nacht im magnetischen Schlafe gesprochen hatte.

Der Doktor hörte aufmerksam zu. Während Frau Crayfords Mitteilung schwand nach und nach das ruhige Lächeln von seinem Gesicht und zum ernstern Mann verwandelt, stand er, als sie zu Ende war, gedankenvoll vor ihr.

„Führen Sie mich zu ihr,“ sagte er.

Er setzte sich neben Clara, und blidte ihr prüfend, seine Hand an ihrem Pulse, ins Gesicht. Zwischen dem träumerischen, geheimnißvollen Temperament der Patientin und dem offenen, praktischen Charakter des Arztes herrschte wenig Sympathie. Clara konnte den Mann nicht leiden. Nur widerwillig unterwarf sie sich seinen ärztlichen Forderungen. Er fragte — sie antwortete widersprechend. Einen Schritt weiter gehend — der Doktor ließ sich nicht leicht entmutigen — richtete er ihre Aufmerksamkeit auf die Nachrichten über die Expedition, und sprach darüber in der von Frau Crayford bereits eingehaltene Weise. Clara zeigte sich abgeneigt, diese Frage noch einmal zu erörtern. Mit höflicher Förmlichkeit erhob sie sich und bat sich Erlaubnis aus, nach dem Hause zurückkehren zu dürfen. Der Doktor widersand nicht länger und antwortete, sich in den Mißerfolg seiner Aufgabe fiegend: „Gewiß, Fräulein Burnham.“ Zuvor aber hatte er Frau Crayford einen Blick zugeworfen, welcher deutlich sagte: „Bleiben Sie hier bei mir!“ Clara verneigte sich kalt und förmlich und ließ die beiden allein zurück. Der Doktor folgte der noch immer anmutigen Gestalt des sich langsamen Schrittes entfernenden Mädchens mit den Augen, in denen Frau Crayford mit großer Bekümmerniß den Ausdruck ernstlicher Besorgnis las. Erst als Clara unter der Veranda, welche an der dem Garten zu gelegenen Seite des Hauses entlang lief, verschwand, begann er:

„Sagten Sie mir nicht, daß Fräulein Burnham weder Vater noch Mutter mehr besitze?“

„Ja. Sie ist Waise.“

„Hat sie nahe Verwandte?“

„Nein. Sie können sich mir gegenüber, als ihre Hüterin und Freundin, aufrichtig über sie ausdrücken. Fürchten Sie für sie?“

„Ich hege ernste Besorgnis. Vor zwei Tagen erst war ich hier, und finde sie seitdem auffallend zum Schlimmen verändert. Physisch wie moralisch. Beunruhigen sie sich darum nicht nutzlos. Ich versichere Sie, es gibt noch Mittel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Unsere große Hoffnung ist, daß Herr Aldersley noch lebt. Ist das erwiesen, so hege ich nicht die mindeste Befürchtung für die Zukunft mehr. Ihre Heirat würde sie zur gesunden und glücklichen Frau machen. Wie die Sache aber liegt, muß ich gestehen, fürchte ich den bösen Einfluß ihrer festen Uebergengung, daß Herr Aldersley nicht mehr am Leben ist und ihr eigener Tod bald erfolgen wird. In ihrem augenblicklichen Gesundheitszustand muß die gefaßte Idee, die ihr Tag und Nacht keine ruhige Stunde lassen wird, ihren bösen Einfluß auf Körper und Geist haben. Wenn wir sie von diesem ungeliebten Gedanken nicht abbringen können, so wird der letzte Rest ihre Kraft bald aufgezehrt sein. Wollen Sie noch anderen ärztlichen Rat hören, so, bitte, senden Sie danach. Meine Ansicht kennen Sie nun.“

„Ihre Ansicht genügt mir vollkommen,“ erwiderte Frau Crayford. „Um Gottes willen, sagen Sie, was können wir tun?“

„Versuchen wir es mit gänzlicher Veränderung und bringen wir sie von hier fort.“

„Das wird sie sich nicht gefallen lassen. Schon mehr als einmal schlug ich ihr einen Ortswechsel vor, sie sagt aber stets nein.“

Einen Augenblick lang schwieg der Doktor und überlegte, dann erwiderte er:

„Ich hörte auf dem Wege hierher etwas, das mich auf den Gedanken bringt, eine Methode einzuschlagen, die sicherlich diese Schwermüdigkeit beseitigt. Wenn ich mich nicht gänzlich irre, wird Fräulein Burnham zu dem Ortswechsel, den ich im Sinne habe, nicht nein sagen.“

„Und welcher wäre das?“ fragte Frau Crayford begierig.

„Verzeihen Sie, wenn ich meinerseits eine Frage an Sie richte, bevor ich Ihnen antworte. Sind Sie so glücklich, in irgend welcher Beziehung zu der Admiralität zu stehen?“

„Gewiß, mein Vater ist Sekretär bei derselben und zwei andere Herren der Admiralität sind sehr befreundet mit ihm.“

„Vortrefflich! Nun kann ich offen reden, ohne Sie zu enttäuschen. Nach dem, was ich Ihnen schon sagte, werden Sie mir beistimmen, daß die einzige Aenderung in Fräulein Burnhams Leben, die ihr von irgend welchem Nutzen sein kann, eine solche sein muß, welche die augenblickliche Stimmung ihres Gemüthes verändert. Setzen Sie sie in die Lage, nicht mit Hülfe ihrer eigenen krankhaften Einbildungen und Visionen, sondern durch wirkliches Schauen und Handeln zu entdecken, ob Herr Aldersley noch lebt oder nicht, dann wird das hysterische Blendwerk, welches jetzt ihre Gesundheit so entsetzlich untergräbt, ein Ende haben. Angenommen selbst, das Schlimmste sei geschehen, und Herr Aldersley im Eismeer umgekommen, so wird es ihr weniger schädlich sein, wenn sie die positive Wahrheit entdeckt, als wenn der krankhafte Aberglaube und die krankhaften Grübeleien an ihrem Geiste Wochen und Wochen lang, bis die nächsten Nachrichten über die Expedition nach England kommen, herumzagen. Mit einem Wort: ich möchte, daß Sie bis Ende dieser Woche Fräulein Burnhams gegenwärtige Ueberzeugung auf eine praktische Probe stellen. Wie also, wenn Sie zu ihr sprächen: — „Unsere Meinungen, liebe Clara, über Franz Aldersley gehen auseinander. Du behauptest, ohne den leisesten Schatten eines Grundes dafür, er sei sicher tot, und mehr noch, er sei durch die Hand eines seiner Kameraden gestorben. Ich behaupte, gestützt auf die Nachrichten in der Zeitung, daß nichts der Art geschehen ist, und vieles dafür spricht, daß er noch unter den Lebenden weilt. Was sagst du zu dem Vorschlage, nach dem Eismeer zu fahren, und zu sehen, wer von uns beiden recht hat?“ Denken Sie, Fräulein Burnham wird dazu nein sagen? Wenn ich die menschliche Natur nur einigermaßen kenne, wird sie die Gelegenheit als ein Mittel ergreifen, Sie zu dem Glauben an das zweite Gesicht zu bekehren.“

„Großer Gott, Doktor! Willen Sie mir damit sagen, wir sollen zur See, der Nordpolexpedition entgegen gehen?“

„Richtig geraten, Frau Crayford! Das ist es, was ich meine.“

„Wie aber sollen wir das anfangen?“

„Das will ich Ihnen sogleich auseinandersetzen. Nicht wahr, ich erwähnte, daß ich auf dem Wege hierher etwas gehört hätte?“

„Ja?“

„Ich begegnete also an meiner Gartentüre einem alten Freunde, der mich ein Stück begleitete. Er erzählte mir, daß er gestern Abend bei dem Admiral in Portsmouth gespeist habe. Unter den Gästen befand sich auch ein Mitglied des Ministerates, welches die Nachricht über die Expedition mit von London herüber gebracht hatte. Der Herr äußerte gegen die Gesellschaft, daß die Admiralität sehr wahrscheinlich sogleich einen Dampfer ansenden werde, um die Geretteten von der Küste Amerikas heim zu holen. Unterbrechen Sie mich nicht, Frau Crayford. — Es weiß noch niemand, unter welchen Bestimmungen und Anordnungen das Schiff fahren wird. Bei ähnlichen Umständen sind Bevorzugte als Passagiere oder vielmehr als Gäste auf Ihrer Majestät Schiffen mitgenommen worden, und was bei früheren Gelegenheiten gestattet war, wird ohne Zweifel auch jetzt gestattet sein. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Wenn Sie für Ihre Person sich vor der Reise nicht fürchten, ich fürchte nichts für meine Patientin. Nun, was meinen Sie? Wollen Sie an Ihren Herrn Vater schreiben und ihn bitten, zu versuchen, was er in Ihrem Interesse bei seinen Freunden unter der Admiralität auswirken kann?“

Erregt sprang Frau Crayford auf.

„Schreiben!“ rief sie. „Ich werde mehr tun, als das. Die Reise nach London ist eine Kleinigkeit, und meine Haushälterin ist eine zuverlässige Person, die für Clara während meiner Ab-

weisenheit sorgen wird. Heute Abend noch werde ich meinen Vater sehen. Er wird sicher seinen ganzen Einfluß bei der Admiralität geltend machen — darauf können Sie Sich verlassen. Ach, lieber Doktor, was sind das für Ausichten! Mein Mann! Clara! Wie prächtig Sie Sich das alles ausgedacht haben! Sie sind ein wahrer Schatz! Wie soll ich Ihnen danken?"

„Fassen Sie Sich, meine liebe Freundin. Seien Sie des Erfolges nicht zu sicher. Wir wollen vor der Hand Fräulein Burnhams Einwände als beseitigt betrachten, wie aber, wenn die Herrn der Admiralität, nein! sagen?"

„In dem Falle, Herr Doktor, bin ich in London, und gehe selbst zu ihnen. Die Herrn sind auch nur Menschen, und ich bin an den Menschen nicht gewöhnt, daß sie mir eine berechtigte Bitte abschlagen.“

So trennten sie sich.

Eine Woche später verließ Ihrer Majestät Schiff „Amazone“ England, um Nordamerika zuzusegeln.

Einzeln bevorzugten Personen, welche besonderes Interesse an den Nordpolfahrern hatten, war es gestattet, die leeren Staatszimmer an Bord zu beziehen. Auf der Liste dieser begünstigten Gäste des Schiffes standen die Namen zweier Damen: Frau Crayford und Fräulein Burnham.

XVI.

Wieder das weite Meer; das Meer, dessen Wogen sich an den Ufern Neufundlands brachen! Auf offener See lag ein englischer Dampfer vor Anker. Er war durch die offene Türe eines großen Boothauses, welches Gebäude zu der Fischerkolonie an der Küste der Insel gehörte, deutlich zu sehen.

Augenblicklich die einzige anwesende Person in der Hütte war ein Mann in der Tracht der Matrosen. Er saß auf einer Kiste und blickte, ein Seil in der Hand, untätig hinaus auf das Meer. Auf dem roh gezimmerten Tisch neben ihm lag, an solchem Ort ein merkwürdiger Gegenstand — ein Damenschleier.

Das Schiff, welches auf offener See vor Anker lag, war die Amazone. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Vor drei Tagen hatte sie die noch übrigen Mitglieder der Nordpolexpedition an der Küste Nordamerikas aufgenommen. Die Heimfahrt war aber durch den Sturm, der das Schiff ver schlagen hatte, aufgehalten worden. Am dritten Tage, die erste Windstille benutzend, hatte der Kommandeur der „Amazone“ an der Küste Neufundlands Anker geworfen, um neuen Wasservorrat vom Lande holen zu lassen, bevor er die Fahrt nach England fortsetzte. Die matten

Passagiere waren auch für einige Stunden aus Land gefahren, um sich von dem Unbehagen, welches ihnen der Sturm verursacht hatte, zu erholen. Unter ihnen befanden sich auch die zwei Damen. Der im Boothaus zurückgebliebene Schleier gehörte Clara.

Und wer war der Mann auf der Kiste? Die einzige heitere Person der Schiffsgesellschaft — mit anderen Worten — Johann Want.

Unser Freund, der noch immer sinnend auf das Meer hinaus-



Die Termen des...

schaute, wurde plötzlich durch die Stimme eines in der Türe erscheinenden Matrosen überrascht:

„Gehe hurtig an deine Arbeit, Johann Want, Lieutenant Crayford kommt gleich, um nach dir zu sehen.“

Mit dieser Warnung verschwand der Bote wieder. Vor sich hinbrummend, stand Johann Want auf, drehte die Kiste um, und machte sich daran, den Strick um dieselbe zu befestigen. Unser Schiffskoch war nicht der Mann danach, wie seine Kameraden, auf seine Rettung mit dem Gefühl ungemischter Befriedigung zurück zu blicken, im Gegenteil, er war undankbar genug, den Nordpol zu vermissen.

„Wenn ich nur vorher, ehe ich gerettet wurde, gewußt hätte,

daß man mich hierher bringen wollte," sagte er zu sich, "ich glaube, da wäre ich lieber am Nordpol geblieben. Ich war doch sehr glücklich, als ich dort alle noch bei gutem Mute erhielt. Die Sache im rechten Lichte besehen, denke ich doch, ich fühlte mich sehr behaglich am Nordpol, hätte ich es nur damals gewußt. Ein anderer an meiner Stelle würde sich versucht fühlen, zu behaupten, daß dieses neufundländer Boothaus ein ziemlich schmutziger, schlammiger, schlechter Fleck ist, um darin Unterkunft zu suchen. Ein anderer würde sich bedanken für den

"Puh, nach deinem brummigen Gesicht zu schließen, möchte man glauben, unsere Rettung aus den Regionen des Nordpols sei ein großes Unglück gewesen. Du verdienst eigentlich dahin zurückgeschickt zu werden."

"Ich würde eben so vergnügt sein, wie immer, wenn ich wieder hingeschickt würde. Ich hoffe, daß ich dankbar bin; ich höre aber nicht gern, daß der Nordpol an einem so sumpfigen Orte, wie dieser hier, schlecht gemacht wird. Dort am Nordpol war es rein und schneeig und hier ist es feucht und schmutzig.

Haben Sie Ihre Knochen-suppe noch nie vermisst, Herr? Ja, wohl. Sie mag nicht stark gewesen sein, aber heiß; und die Kälte schien ihr so eine Art Fleischgeschmack zu geben, wenn sie die Kehle hinunterließ. Waren Sie es, Herr, der letzte Nacht so lange hustete? Ich erlaube mir durchaus nicht etwa, etwas gegen die Luft dieser Breitengrade zu sagen, ich wäre aber froh, zu hören, daß Sie es nicht waren, der so hohl hustete. Würden Sie wohl die Güte haben, die Taue einmal mit Ihren Fingerspitzen anzufassen, Herr? Sie können sie dann auf dem Rücken meiner Jacke trocknen."

"Du solltest einen Stod auf den Rücken deiner Jacke haben. Trage die Kiste gleich auf das Boot hinunter. Du brummiger Bursche! Du hättest auch im Garten Eden gebrummt."

Der Philosoph der Expedition war nicht der Mann, der nun still gewesen wäre bei dem Hinweis auf den Garten Eden. Das Paradies selbst war für Johann Want nicht vollkommen.

"Ich glaube, ich könnte überall vergnügt sein, Herr, aber da Sie einmal meine Meinung hören wollen, die Blumenbeete im Garten Eden haben gewiß sehr viel Mühe gemacht."

Mit dieser unvergleichlichen Gegenrede nahm Jo-

hann Want die Kiste auf den Rücken und trug sie langsam zur Hütte hinaus.

Als sich Crayford allein befand, sah er nach seiner Uhr, rief einen Matrosen vor dem Boothause herein und fragte:

"Wo sind die Damen?"

"Frau Crayford kommt soeben da her, Herr. Sie war hinter Ihnen, als Sie in das Haus gingen."

"Ist Fräulein Burnham bei ihr?"

"Nein, Herr. Fräulein Burnham ist unten am Ufer bei den anderen Passagieren. Ich hörte, wie die junge Dame nach Ihnen frug, Herr."

"Nach mir?" sagte Crayford überlegend, und fügte leiser



alla. (Seite 135.)

ewigen neufundländer Rebel, ewigen neufundländer Stockfisch, und die ewigen neufundländer Hunde. Am Nordpol hatten wir doch ein paar hübsche Bären. Aber gleichviel, mir ist alles gleich — ich brumme nicht."

"Hast du die Kiste fertig geschnürt?"

Lieutenant Crayford stand in der Türe.

Zu seiner freundlichen Weise entgegnete Johann Want:

"Ich habe es so gut ich konnte gemacht, Herr; aber der entsetzliche Rebel fängt schon an auf unsere Taue zu wirken, von den Lungen rede ich garnicht, ich sage nur unsere Taue."

Crayford schien seinen früheren Geschmack für Wants schlechte Laune verloren zu haben, denn er entgegnete scharf:

und ernster hinzu: „Sagen Sie lieber Fräulein Burnham, daß Sie mich hier gesehen haben.“

Der Mann grüßte und ging. Crayford schritt im Bootshaus auf und ab.

Obgleich er vom Tode in den Teden des Nordpols errettet und mit seinem schönen Weibe wieder vereinigt war, sah er doch unsagbar bekümmert und gedrückt aus. Woran mochte er wohl denken? Er dachte an Clara. Am ersten Tage, an denen sich die Geretteten an Bord der „Amazone“ befanden, hatte Clara nicht allein Crayford, sondern auch all die anderen Offiziere der Expedition durch die Art, in welcher sie nach Franz Aldersley und Richard Wardour fragte, in Verlegenheit gebracht. Sie hatte keine Spur von Kummer oder Verzweiflung gezeigt, als sie hörte, daß man nichts über die zwei Vermißten erfahren hatte. Sie hatte sogar traurig vor sich hin gelächelt, als Cray-

ford, aus Mitleid für sie, erklärte, daß er und die Kameraden die Hoffnung, Franz und Wardour wieder zu sehen, noch nicht aufgegeben hätten. Obgleich sie ruhig sprach, verrieten ihre ersten Worte doch, daß derselbe Verdacht in ihrer Seele lauerte, wie ihn auch Crayford hegte: es mußten böse Dinge vorgefallen sein. Der Lieutenant war darüber so bekümmert und seine Kameraden so betreten, daß alle einer Antwort unfähig sie sprachlos anstarrten. Die Vorboten des Sturmes, welcher bald darauf losgebrochen war, zeigten sich schon am Himmel und auf der See. Crayford erfaßte die Gelegenheit, um sich kurz entschuldigend die Kajüte, in der das Gespräch stattgefunden hatte, verlassen zu können, und seine Kameraden schützten, seinem Beispiel folgend, ihre Pflichten auf Deck vor und gingen, wie er.

(Fortsetzung folgt.)

Spinoza.

Ein Gedenkblatt zu seinem 250 jährigem Geburtstag am 24. November 1882.

Von Dr. Richard Ernst.

Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir.
Goethe.

Das Altertum wie das Mittelalter, so sehr sie in ihrer Weltanschauung wie im praktischen Leben divergieren, stimmten doch darin überein, daß sie die letzte Ursache des Seins und Werdens nicht in der Welt selbst erblickten, daß ihr die Materie und die ihr innewohnenden Kräfte zur Erklärung ihrer Existenz und der mannigfaltigen Erscheinungsformen unzureichend schienen, weshalb sie transzendente oder außernatürliche ewige Mächte, göttliche Wesen, annahmen, denen sie die Erschaffung, Erhaltung und Regierung der Welt zuschrieben. Die Erkenntnis, daß die gesammte Erscheinungswelt, mit Einschluß des Menschen und seines Geisteslebens, sich aus der Substanz und den ihr immanenten Kräften vollkommen erklärt und daß daher alle übernatürlichen Wesen als Geschöpfe menschlicher Phantasie in das Reich der Fabel zu verweisen seien, mit einem Wort, die naturalistische Weltanschauung ist erst in den letzten Jahrhunderten aufgedämmert, und wenn sie sich auch nur mühsam Bahn gebrochen hat und noch in der Gegenwart nur verhältnismäßig wenige Menschen von ihr erleuchtet sind, während die meisten noch immer der supranaturalen oder mytologischen Weltanschauung mehr oder minder konsequent huldigen, so hat doch bereits unser ganzes Kulturleben ihren heilsamen Einfluß verspürt und einzelne Kreise desselben verdanken ihr schon jetzt ihre rationale Neugestaltung. — Der kühne Denker, dessen gewaltiger Geist erstmals den Nebel durchbrach, welcher ehemals das menschliche Denken umfing, der Mann, dem die Menschheit die neue Offenbarung verdankt, der alle Götzen und Wahngebilde zertrümmerte, vor welchen die Menschen bis dahin in Furcht Gewohnheit und Gedankenträgheit ihr Knie gebeugt hatten, und ein philosophisches System aufbaute, dessen festes Gefüge die massiven Bausteine strengsten logischen Denkens bilden, auf dessen glänzenden Zinnen das beglückende Banner der Humanität aufgepflanzt ist, heißt Benedikt Spinoza.

Was ein Kopernikus, Newton und Kepler für die Astronomie gewesen sind, das war Spinoza für die Philosophie.

Skizziren wir zunächst den Lebensgang des Mannes, der als granitner Charakter nicht minder imponirt wie als epochemachender Denker. Wenn wir sagen „skizziren“, so wählen wir diesen Ausdruck auch mit Rücksicht darauf, daß, wie Runo Fischer bemerkt, das einsame und tief sinnige Leben Spinozas von seinen Zeitgenossen zu wenig gekannt wurde, um einen genauen und treffenden Darsteller zu finden. Daher wurde es nur nach seinen Umrissen beschrieben und in Notizen zusammengestellt, die von dem Leben des Philosophen selbst eine undeutliche und höchst

fragmentarische Anschauung gewähren. Auch ist die Glaubwürdigkeit dieser Nachrichten wohl zu bedenken. Denn ein gewisser Fanatismus bemühte sich eifrig genug, das Bild Spinozas zu beslecken, und da gerade damals der blinde Glaubenseifer das große Wort führte, so erklärt es sich leicht, wie dieses Zeitalter weder Verstand noch Gerechtigkeit genug besaß, diesen Charakter und dieses Leben gebührend zu würdigen. Das Leben Spinozas wurde verfälscht, und namentlich sein Tod, der nur einen Zeugen gehabt hat, durch mutwillige Lügen entwürdigt. Es war den Freunden Spinozas nicht vergönnt, das Bild des Mannes aus den Verzerrungen wieder herzustellen, die ihm die erfunderische Phantasie seiner Feinde angedichtet hatte, denn jede Rechtfertigung Spinozas wurde ebenso verfolgt als dessen Lehre. Spinoza war tot, seine Anhänger mußten stumm sein, so konnten seine Gegner ungehindert ihr Spiel mit dem geächteten Philosophen treiben. Unter diesen Umständen muß man es dem Schicksal Dank wissen, daß sich unter Spinozas Gegnern ein Biograph fand, der zwar das unverständige Urtheil der Zeloten theilte, aber sich wenigstens, so weit es möglich war, von dem ungerechten Urtheil rein hielt; der beschränkt genug war, um Spinoza wegen seiner Gedanken zu verabscheuen, aber nicht schlecht genug, um den glänzenden Charakter desselben anzutasten. Dieser Biograph, der die richtigste und nächste Quelle für das Leben Spinozas darbietet, ist Colerus, Prediger an der lutherischen Kirche im Haag.

Benedikt, ursprünglich Baruch Spinoza, wurde am 24. November 1632 zu Amsterdam geboren. Er stammte aus einer jener unglücklichen Judenfamilien, die aus Spanien und Portugal durch die christliche Liebe vertrieben worden waren, zum Dank dafür, daß es Juden gewesen, welche gemeinsam mit den dort wohnenden Arabern oder Mauren diese Länder des schönen Südens durch Fleiß und Betriebamkeit, vor allem aber durch ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft auf eine bewundernswürdigen Höhe des Wohlstandes und der Bildung gehoben hatten. Das Christentum ließ ihnen die Wahl, entweder katholisch zu werden oder in die Verbannung zu wandern. Die meisten wählten das letztere, unter ihnen auch Spinozas Vater, der Kaufmann d'Espinoza. Er zog mit den Seinen nach den Niederlanden, die sich kurz zuvor von der spanischen Herrschaft losgemacht und der Freiheit eine Freistätte gegründet hatten, nach Amsterdam, dem Sammelpunkt aller Geächteten und der ersten Gelehrten seiner Zeit überhaupt. — Baruch erhielt von Kindheit an den herkömmlichen hebräisch-rabbinischen Unterricht, und da er zum Rabbiner bestimmt war, wurde er bald in die jüdische Theologie eingeführt, besonders durch den Rabbiner

Morteira. Die außerordentlichen Fähigkeiten, welche früh in dem Knaben hervortraten, gewannen ihm bald die Anerkennung seiner Lehrer. Die Bibel, der Talmud und später die Rab-balah (jüdische Mystik) gaben dem Geiste Spinozas die erste Nahrung; aber dieser ganze Umfang jüdischer Gelehrsamkeit vermochte nicht, ihn zu befriedigen. Der Wissenstrieb stachelte Spinoza, über den beschränkten Kreis der Studien hinauszugreifen, welche in Morteiras Lehrhaus betrieben wurden. Er vertiefte sich in die Schriften älterer jüdischer Denker, besonders des Ibn-Esra, Maimonides und Chaschai Crescas, und diese verschiedenen Wissensselemente wogten und gährten in seinem nach Klarheit ringenden Geiste und erregten quälende Zweifel in seinem Innern, wozu am meisten Ibn-Esras verdorrt Unglaube beigetragen hat^{*)}. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling soll Spinoza seine Zweifel in Form von einschneidenden Fragen an seinen Lehrer Morteira ausgesprochen haben, welche diesen nicht wenig in Verlegenheit setzten. Zu diesen aus der jüdischen Literatur ihm zugeführten skeptischen Elementen kamen von außen neue hinzu. Spinoza lernte auch Lateinisch. Die Kenntnis dieser Sprache vermehrte nicht bloß den großen Umfang von Sprachkenntnissen, die Spinoza bereits hatte — er verstand Portugiesisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch und Flamländisch — sondern was wichtiger ist, sie erschloß ihm das Altertum und die Philosophie und machte aus dem unbefriedigten Theologen einen begierigen Schüler des Humanismus. Der praktische Arzt Van der Ende, der sich durch seine klassische Gelehrsamkeit wie durch seine naturwissenschaftliche und humanistische Bildung seit Jahren einen großen Kreis von Schülern gebildet hatte, wurde der Lehrer des jungen Spinoza. In dem Hause dieses später als Freigeist verdächtigten Mannes scheint sich die Krisis im Geiste Spinozas vollzogen zu haben. Die Naturwissenschaften, Mathematik und Physik, die er mit Liebe betrieb und die neu aufgetauchte, imwariante Philosophie des Cartesius (René Descartes), erweiterten seinen Gesichtskreis und klärten seine Urteilskraft, und je mehr ihm aus verschiedenen Kanälen neue Gedanken zuströmten, je mehr sein Geist wuchs, destomehr entfremdete er sich dem Offenbarungsglauben, und es bedurfte nicht eist der Liebe zu van der Endes schöner Tochter, um ihn dem Judentum abwendig zu machen. Die gelehrte Tochter des Arztes nämlich, Olympia (Klara Maria), gab bisweilen statt ihres Vaters Lektionen, und Spinoza soll von einer lebhaften Neigung zu dem im Geiste des Vaters gebildeten Mädchen ergriffen worden sein, so daß er mit dem Gedanken umging, sie zu heiraten. Aber diese zog dem armen jüdischen Philosophen einen wohlhabenden und angesehenen Kaufmann aus Hamburg Namens Kerkering vor, der ihre Wahl durch ein kostbares Geschenk bestimmte. Es war die erste und einzige Frauenliebe Spinozas, ein romantischer, vielleicht heftiger aber flüchtiger Wellenschlag in diesem großen Leben. Eine höhere Liebe, der sokratische Eros, die Liebe zur Wahrheit, erfüllte fortan seine Seele und sie, die ihn zu einem ihrer größten Propheten aufersehen hatte, duldet keine Nebenbuhlerin. Den ersten und wichtigsten Grundsatz der Cartesischen Philosophie, daß man nur für wahr halten dürfe, was man klar und deutlich einsehe, was die unbefangene und freie Vernunft anzunehmen uns nötig, eignete sich Spinoza vollkommen an und führte ihn theoretisch und praktisch durch. Er trennte sich von seinen Glaubensgenossen, beachtete die zahlreichen Zeremonialsatzungen nicht mehr und hörte auf, die Synagoge zu besuchen. Es mag ihm einen schweren Kampf gekostet haben, den Juden völlig aus- und den reinen Menschen völlig anzuziehen. Weiß man doch, mit wie vielen Fasern besonders das jüdische Religionswesen im Gemüt, im Familiengefühl wurzelt, wie uns das Gufklow in seinem „Uziel Aosta“ meisterhaft geschildert hat. Aber Spinoza war eine ebenso bedeutende sittliche Natur wie ein

tiefer Denker. Etwas für unwahr in der Theorie halten und es doch aus Furcht, Gewohnheit oder Vorteil praktisch mitmachen, war für ihn ganz unmöglich. Das läßt sich nicht von allen rühmen, die von einer besseren Ueberzeugung als die herkömmliche ist, durchdrungen sind. Viele verhüllen dieselbe sorgfältig unter dem Mantel der Klugheit oder sie sprechen sie bloß theoretisch aus, fügen sich aber — und das versöhnt die Menge — im praktischen Leben der öffentlichen Meinung. Spinozas Vorgänger Cartesius bietet das praktische Beispiel hierfür. Derselbe Philosoph, dessen System jeder Autorität den Krieg erklärte, dessen Philosophie folgendes Raisonement zur Grundlage hat: „Soll etwas Festes in der Wissenschaft hergestellt werden, so müssen alle Voraussetzungen und Annahmen, mit denen wir uns von Kindheit an getragen, zerstört werden, so müssen wir an allem zweifeln, nicht nur an der Existenz der sinnlichen Dinge, da die Sinne vielfach täuschen, sondern auch an den Wahrheiten der Mathematik, beispielsweise daran, daß $2 + 3 = 5$ oder daß die Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich sind. Es ist daher ratjam, an allem zu zweifeln, selbst an unserer eigenen Existenz. Denn wie manchmal kam es schon vor, daß jemand Schmerzen an einem Glied zu empfinden glaubte, das ihm längst amputirt war, und wenn wir vollends die Irrungen und Täuschungen der Träume ins Auge fassen, so haben wir allen Grund zu zweifeln, ob wir überhaupt existiren. Allein eben daraus, daß ich etwas oder alles bezweifle, folgt die Wahrheit meiner Existenz. Ich könnte nicht zweifeln, nicht denken, wenn ich nicht existierte. Der Satz also: Ich denke, also bin ich (das berühmte gewordene cogito ergo sum), ist der erste und gewisste der Philosophie, von diesem gewissten aller Sätze hängt die Gewißheit aller andern Erkenntnisse ab“, — dieser selbige Philosoph hat, als er diesen seinen Kardinalsatz gefunden hatte, zum Dank dafür eine Wallfahrt zur Mutter Gottes in Loreto unternommen. Er ahmte hierin wohl dem Pythagoras nach, der den Göttern eine Hekatombe, d. h. hundert, Ochsen schlachtete, als er seinen berühmten geometrischen Lehrsatz gefunden hatte, worüber Börne bemerkte: Seit dieser Zeit zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.

Die Vorsteher der Synagoge sahen mit wachsender Besorgnis auf den Jüngling, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt, den sie als einstiges Kirchenlicht betrachtet hatten. Sie ließen ihn durch ihre Spione ausforschen. Zuerst suchte Spinoza die zudringlichen Träger mit allgemeinen Redensarten abzuerstigen; er wollte „Niemand seine Religion und seine Kirche rauben.“ Als jene aber nicht nachließen, gab er ihnen rückhaltlos seine Ansichten Preis. Er bekannte offen, daß der Gott der Bibel keineswegs als bloß geistiges Wesen, sondern als ein sehr sinnliches, körperliches, menschenähnliches gedacht sei, was niemand als Kezerei auslegen könne, der sich zum Beispiel erinnert, daß die Bibel gleich am Anfang von Gott als einem so menschenähnlichen Wesen spricht, daß sie ihn sechs Tage arbeiten und am siebenten ausruhen läßt, daß sie ihn sogar als ein Wesen beschreibt, das im Hain Mamre dem Abraham um die Mittagzeit erschien und von ihm mit Butter, Milch, Semmelkuchen und Kalbsbraten bewirtet worden sei. Die Engel bezeichnete er als bloße Geschöpfe der Einbildungskraft und von der Seele wies er aus dem alten Testamente nach, daß dieses nicht daran denke, dieselbe als unsterblich zu bezeichnen. Als später auch verlautete, Spinoza leugne jede Offenbarung, wurde er von Zionswächtern verwahrt, zum Wider-ruf, zur Buße aufgefördert und mit dem Bann bedroht. Als man sah, daß alles nichts fruchtete, versuchten die Männer der Synagoge, den Apostaten Spinoza zu bestechen; sie boten ihm einen Jahresgehalt von tausend Gulden an, wenn er die Synagoge bisweilen besuchen und einen offenen Bruch mit ihr vermeiden wollte. Spinoza wies das Anerbieten zurück, setzte den frommen Schächern den Stolz der Ueberzeugung entgegen und erklärte, daß er nichts davon wissen wollte, selbst wenn sie ihm zehnmal mehr bieten würden; er sei kein Heuchler und suche nicht Geld, sondern Wahrheit. Nun wollte man ihn durch Meuchelmord unschädlich machen. Als er eines Abends nach Hause ging, sah

^{*)} Ibn-Esra aus Toledo, 1088—1167, ein Gelehrter voll Geist und sprudelndem Witz, war hell genug, einzusehen, daß die 5 Bücher Moses nicht von Moses herrühren können, und er deutet in seinem Bibelkommentar auf die fraglichen Stellen hin, jedoch in einer Weise, daß ihm der Fanatismus nichts anhaben konnte.

er einen mit einem Doldh Bewaffneten auf sich zukommen. Da er die Waffe bemerkt hatte, gelang es ihm, dem Stoß wenigstens so auszuweichen, daß der Stich nur durch den Mantel drang. Das durchstochene Gewand bewahrte er zum Andenken des kranken Fanatismus. Nun wurde gegen den abtrünnigen Denker das letzte Mittel angewendet, welches in solchen Fällen der Hierarchie zu Gebote steht. Man schritt zur Exkommunikation. Im Jahre 1655, also im 23. Lebensjahr des Philosophen, wurde der große Bann gegen ihn ausgesprochen, welcher die gräßlichsten Verwünschungen enthält. Es hieß darin u. a.: „Nach dem Urtheil der Engel und dem Urtheil der Heiligen belegen wir mit Bann, schließen wir aus, verfluchen und verdammnen wir Baruch d'Espinoza mit Zustimmung des kirchlichen Tribunals und mit Zustimmung jener ganzen heiligen Gemeinschaft, vor den heiligen Schriften, nach den 613 heiligen Geboten, die in ihnen geschrieben stehen, mit dem Fluch, mit dem Josua Jericho fluchte, mit dem Fluch, mit dem Elisa den Knaben fluchte und mit allen Flüchen, die in dem Buche des Gesezes geschrieben stehen. Verflucht sei er bei Tag und verflucht sei er bei Nacht, verflucht sei er im Schlaf und verflucht sei er im Erwachen, verflucht sei er beim Ausgehen und verflucht sei er beim Eintreten, möge der Herr ihm niemals verzeihen, möge der Herr seinen Zorn und seinen Eifer entbrennen lassen gegen den Menschen und alle Flüche auf ihn laden, die geschrieben stehen im Buche des Gesezes, und er wird seinen Namen vertilgen unter dem Himmel und der Herr wird ihn ins Elend hinausstößen aus allen Stämmen Israels unter allen Flüchen des Himmels, die da geschrieben stehen im Buche des Gesezes, und ihr, die ihr dem Herrn, eurem Gott, anhänget, seid für heute alle gegrüßt! Bedenket, daß niemand jenen mündlich noch schriftlich anreden, niemand ihm irgend eine Gunst erweisen, niemand unter einem Dache mit ihm weilen, niemand sich ihm auf mehr als vier Klafter nähern, niemand irgend ein von ihm verfaßtes oder geschriebenes Schriftstück lesen darf.“

Man sieht, daß nicht bloß die Kurie in Rom, sondern auch der Rabbinismus das Anathematisiren aus dem ff verstanden hat. Wir Gegewärtigen haben kaum noch eine Vorstellung von der Wirkung einer solchen Expektoration des gift- und feuer-speienden Priestertums. Um den Eindruck noch schauerlicher zu machen, wurde die Exkommunikation mit dem heiligen Widderhorn, Schofar, akkompagnirt. Es muß eine furchtbare Bewandnis haben mit diesem Horn, schreibt H. Heine. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon gelesen, suchte einst der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kants, wieder zum Glauben zurückzuführen, und als derselbe bei seinen philosophischen Rezereien halsstarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar mit den finsternen Worten: „Weißt du, was das ist?“ Als aber der Kezer antwortete: „Es ist das Horn eines Widders!“ da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entsetzen.

Auf Spinoza selbst hat dieser Fluch nicht den mindesten Eindruck gemacht; ein philosophisches Lächeln des Mitleids und ein kurzer Protest in spanischer Sprache war seine Antwort. Seine Gedanken beschäftigten ihn zu ernstlich und ließen ihm nicht Zeit, auf die Bannstrahlen des Fanatismus zu achten. Er hörte auf, Jude zu sein, ohne zum Christentum überzutreten. Er war der erste „Konfessionslose“. Den jüdischen Namen Baruch vertauschte er mit dem gleichbedeutenden lateinischen Benedikt. — Es genügte jedoch den Rabbinen nicht, ihn exkommuniziert zu haben, sondern sie veranlaßten auch den Magistrat von Amsterdam, „welcher der Synagoge nicht entgegen sein wollte,“ ihn aus der Stadt zu verbannen. Der Verbannte begab sich zunächst zu einem Freunde in der Nähe von Amsterdam; von hier ging er nach Rhynsburg bei Leiden, wo er nur wenige Monate blieb. Darauf, im Sommer 1664 nahm er seinen Aufenthalt in Borsburg, eine Stunde vom Haag und endlich auf das Bitten seiner Freunde, ungefähr 1670, im Haag selber, wo er bis zu seinem Tode verweilte.

Während dieser Zeit führte Spinoza in tiefer Zurückgezogen-

heit ein philosophisches Leben und vollendete seine Werke größtentheils in anhaltenden nächtlichen Arbeiten; er blieb den meisten Teil des Tages allein auf seinem Zimmer und soll es oft tagelang nicht verlassen haben. In stiller, beschaulicher Forschung durchdrang er die Tiefen des Menschengesistes und erforschte seine ewigen Gesetze. Arm, wie er war und stets geblieben ist, mußte er sich durch das Schleifen optischer Gläser den Unterhalt des Lebens verdienen. Er hatte es im Schleifen solcher Gläser für Brillen, und besonders für optische Instrumente, was er wahrscheinlich um die Zeit seiner Exkommunikation erlernt hatte, zu einer gewissen Meisterschaft gebracht, so daß nach seinem Tode noch die von ihm geschliffenen Gläser um hohen Preis verkauft wurden. Aber diese Beschäftigung sollte für ihn eine verhängnisvolle werden; indem das Einatmen des Glasstaubs nicht wenig dazu beitrug, sein Ende zu beschleunigen. Spinoza hat sich seine einsame Selbständigkeit bis zum letzten Atemzug bewahrt. Er lehnte jedes Geldgeschenk ab, womit ihn seine Freunde gerne unterstützt hätten, und als Simon de Vries ihn zum Erben seines Vermögens einsetzen wollte, bat er den Freund, daß er die Erbschaft dem eigenen Bruder überlassen möge. Nach dem Tode seiner Eltern überließ er den Anteil seines Vermögens freiwillig seinen Schwestern, ein Bett ausgenommen. Im Jahre 1673 erhielt Spinoza von dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz in den ehrenvollsten Ausdrücken einen Ruf an die philosophische Lehrstühle der Landesuniversität Heidelberg. Spinoza lehnte aber das Anerbieten mit seinem Anstande ab. Obgleich ihm die vollste Freiheit zu philosophiren zugesichert war, ward doch der Berufung hinzugefügt, der Fürst vertraue, daß er diese Freiheit nicht gegen die öffentlich festgesetzte Religion anwenden werde. Spinoza verstand diese zweideutige Beschränkung und bewahrte sich seine Unabhängigkeit und Freiheit.

Die Bedürfnislosigkeit Spinozas grenzt ans Fabelhafte. Zwanzig Pfennige reichten hin, um ihm sein tägliches Leben zu fristen. Oft genoß er im Tage bloß eine Milchsuppe mit Butter zubereitet und einen Krug Bier, oder Grütze mit Trauben. In einem ganzen Monat trank er nur eine Kanne Wein. Gerne rauchte er auch eine Pfeife Tabak. In seinem stillen Denkerleben beschäftigte er sich häufig mit Zeichnen, worin er es so weit brachte, daß er mit Kohle oder Tinte Porträts verfertigen konnte. In seinem Umgang zeigte er sich gegen seine Hausgenossen höchst anspruchslos, freundlich, teilnehmend. Oft unterhielt er sich mit seinen Hausleuten, dem Maler van der Spyl und dessen Frau, wobei es ihm nie einfiel, den Glauben dieser Leute durch irgend eine Aeußerung zu stören. Für Freunde und Gelehrte, die seine Bekanntschaft suchten, hatte die unbefreibliche Milde und Humanität, die Heiterkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war und sich in den Aeußerungen seiner Ansichten vielfach kundgab, in Verbindung mit der geistreichen Behandlung aller Gegenstände des Gesprächs, unsäglichem Reiz. Sein Humor war durchaus freundlich, sein Scherz so gehalten, daß die zartfühlendsten und ernsthaftesten Männer sich daran ergötzen. Er war ein Philosoph, aber nicht ein Sonderling, sondern ein höchst lebenswürdiger Weltweiser.

Spinoza starb wie er lebte. Er war von der Schwindsucht schon längst befallen, doch glaubte niemand, daß sein Ende so nahe sei. Am 22. Februar 1677, am Samstag vor den Fasten, ging der Hausherr mit seiner Frau zur Kirche. Als er um vier Uhr nachhause zurückkehrte, kam Spinoza aus seinem Zimmer zu ihm herab und unterhielt sich mit ihm lange. Nachdem er eine Pfeife Tabak geraucht hatte, ging er wieder in sein Zimmer zurück und legte sich früh zu Bette. Am Sonntag Morgen kam sein Freund, der Arzt Ludwig Mayer aus Amsterdam an, den er bestellt hatte, und dieser trug den Leuten im Hause auf, gleich einen Hahn zu fieden, damit Spinoza gegen Mittag die Brühe davon genießen könne. Diese nahm er denn auch mit gutem Appetit zu sich. Nachmittags blieb der Doktor allein bei ihm. Als die Hausleute vom Nachmittagsgottesdienst heimkamen, vernahmen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß Spinoza gegen drei Uhr in Gegenwart des Arztes verschieden sei. Ein

Biograph bemerkt: „Unser Philosoph ist sehr glücklich zu preisen, nicht allein wegen der Ehre, die er sich durch sein Leben erworben hat, sondern auch durch die Umstände seines Todes. Wie wir es von Leuten wissen, die zugegen waren, hat er ihm unerschütterter entgegengekehrt.“ Am 25. Februar wurde die Leiche unter zahlreicher Begleitung bestattet.

Die erste Schrift Spinozas, welche 1663 zu Amsterdam erschien, führt den Titel: *Renati Des Cartes Principiorum Philosophiae Pars I et II, more geometrico demonstrata* (Die Lehrsätze der Cartesianischen Philosophie auf geometrische Weise bewiesen), welchen *cogitata metaphysica* (metaphysische Gedanken) beigelegt waren. Spinoza selbst erklärte diese Schrift für eine Abhandlung, die er einst einem Jüngling diktiert, den er in der Philosophie des Cartesius habe

unterrichtet wollen. Darum sei vieles in diesem Buch enthalten, wovon er selbst das Gegenteil behauptete. Die Schrift, für welche sich Spinoza später wenig mehr interessirte, enthält übrigens eine meisterhafte Darstellung der cartesianischen Philosophie.

Ohne Namen des Verfassers, der sich aber in seinen Briefen überall dazu bekennt, und mit dem pseudonymen Drucker Hamburg statt Amsterdam kam sodann 1670 der *Tractatus theologico-politicus* (Theologisch-politischer Traktat über die Bibel, die Prophezeiung, die Wunder, die Staatsgrundsätze, die Denkfreiheit) heraus, dessen Veröffentlichung aber mannigfaltigen Schwierigkeiten begegnet war. Dieses epochemachende Werk, das man als die Vorhalle des Spinozismus bezeichnen kann, repräsentirt so zu sagen die theologische Seite desselben.



Samojedische Frauen. (Seite 135.)

Spinoza trat damit das Erbe der Reformation an. Hatte diese das Joch der Tradition zerbrochen und die Bibel als einzige Quelle der Religion bezeichnet, so strebte Spinoza die Befreiung vom Bibelbuchstaben, Offenbarungs- und Wunderglauben an. (Wunder und Unwissenheit sind nach Spinoza gleichbedeutend, „weil diejenigen, die die Religion durch Wunder zu stützen suchen, eine dunkle Sache durch eine andere dunklere, die sie gar nicht kennen, dartun wollen“). Indem er aus dem alten Testament selbst schlagend nachwies, daß dessen Schriften keineswegs von den Verfassern herrühren können, denen sie der Kirchenglaube zuschreibt (womit auch deren göttlicher Ursprung erschüttert ward), wurde er der Vater der rationalen Bibelkritik. Aus der wissenschaftlichen Grundlage des Werks entwickelte Spinoza die praktisch-politische Tendenz desselben; er fordert vom Staat absolute Gewissens-, Rede- und Pressfreiheit und zeigt, daß die Denkfreiheit unbeschadet der Religion und des staatlichen Friedens gestattet werden müsse. Er war der erste, welcher gegen die Unduldsamkeit, insbesondere die staatliche, mit ehernen, im Prägnant und unerbittlicher Logik geprägten Sätzen zu Felde zog, mit Sätzen, welche ein Jahrhundert später die Lessing'sche Mufe aus

dem Erz der Prosa in das Gold der Poesie verwandelte. Spinoza war frei von jenem philosophischen Dünkel, der sich in spekulativer Erhabenheit oder Feigheit den Aufgaben der Gegenwart fern hält. Es sei noch bemerkt, daß sich Spinoza in dem Traktat als Republikaner bekundet; mit überzeugender Kraft bringt er auf allgemeine Volksbewaffnung und zeigt das Verderbliche der geworbenen und besoldeten stehenden Heere, die durch das System Ludwigs XIV. immer mehr um sich griffen. — Ein freier Lebenshauch weht durch dieses ganze Werk Spinozas, aus den abstrakten Erörterungen der Schule und Wissenschaft erhebt es sich in die volle reiche Wirklichkeit und greift mächtig ein in die Zeitbewegung. Das zeigte sich zunächst in dem heftigen Gegenkampfe, der besonders von den Theologen ausging. Ateismus! schrie es von allen Seiten, und Verfolgungen aller Art wurden gegen den Autor versucht. Es war gut, daß das Werk in lateinischer Sprache geschrieben war, sonst wäre es ohne Zweifel mit Erfolg unterdrückt worden; wurde es ja ohnehin nach einiger Zeit seines Erscheinens mit Beschlag belegt und verboten; doch schon 1673 wurde es unter verschiedenen Scheintiteln neu gedruckt. Auch eine Menge Gegen-

schriften rief das Traktat hervor, welche den Wunderglauben in Schutz zu nehmen und die sonstigen unkirchlichen Lehren Spinozas zu widerlegen suchten. In dessen fehlte es Spinoza schon bei Lebzeiten auch nicht an vielen Anhängern.

Das Hauptwerk, welches die eigentlichen Akten des Spinozismus enthält, und als opus posthumum herausgegeben wurde — es erschien im Todesjahre des Philosophen — ist die Ethik (*Ethica more geometrico demonstrata*). Das Werk zerfällt in fünf Abschnitte, es handelt 1. von Gott, 2. von der Natur und dem Ursprung des Geistes, 3. von dem Ursprung und der Natur der Affekte, 4. von der Macht der Affekte oder der menschlichen Knechtschaft, 5. von der Macht des Verstandes oder der menschlichen Freiheit. Sonnenaufgang! besser könnte man die Bedeutung dieses Werks kaum bezeichnen. Die Ethik ist das großartigste Werk, das die philosophische Spekulation aller Zeit geschaffen, ein monumentaler Krystallpalast klassischer Philosophie, derjenigen Philosophie, welche keineswegs wie andere Systeme durch die Naturforschung verdrängt wurde, sondern im Gegenteil in den Naturwissenschaften, speziell im Darwinismus, ihre glänzende energische Bestätigung findet, derjenigen Philosophie, von welcher Lessing mit vollem Recht sagte, es gebe nur eine Philosophie und das sei die des Spinoza. Von der Basis weniger unbestreitbarer Axiome sind die Lehrlätze abgeleitet, welche wie massive Quader sich einander anreihen, sich über einander schichten und zum großartigen Prachtbau emporschweben. Aber dieser Bau gleicht jenem Zauberhschlosse der Märchen, zu dem unwegsame Pfade führen, zu welchem man nur durch steile, steinige und dornige Wege gelangen kann. Die geometrische Methode, welche Spinoza seinem Vorgänger Cartesius nachahmte und vielleicht mehr noch die Terminologie, erschweren das Verständnis desselben, weshalb man sich nicht wundern darf, daß Spinozas Lehre die mannigfaltigsten Deutungen erfahren hat. Aber einmal eingedrungen fühlt man sich gehoben und beseligt vom Lichte der Erkenntnis, das hier in schönster Klarheit strahlt, und wonnig umjäuelt von den Friedenslüften innerster Harmonie.

Der Spinozismus ist das System der reinen Natur, d. h. er begreift die Weltordnung als ein gegebenes Ganze, das von Ewigkeit her in derselben Gesetzmäßigkeit besteht; er erklärt mithin alle Dinge, die sind und alle Kräfte, die wirken, die geistigen ebenso gut wie die materiellen, als gegebene und natürliche Tatsachen. In der Lehre Spinozas ist alles Natur: die Substanz ist die unendliche Natur, die Attribute sind die ewigen Naturkräfte, die einzelnen Dinge sind die vorübergehenden Naturerscheinungen. Im Lichte dieser Erkenntnis zerrieben alle jene Gespenster, welche in der theologischen Weltanschauung spuken. Spinoza ist ferner der Begründer des Determinismus, er ist der erste, welcher das Geheimnis des Willens ergründet und erkannt hat, daß der menschliche Wille ebenso wie jede Naturerscheinung dem Gesetze der Kausalität unterworfen ist, daß

daher die Freiheit des Willens im Sinne absoluter Willkür eine Absurdität ist. Unter allen Illusionen erscheint Spinoza diese Einbildung als die barste, törichtste, und er kann kaum von ihr reden, ohne sie zu verspotten. Indem Spinoza damit eine Menge theo- und philosophischer Probleme seiner Vorgänger in ihr nichts zerrinnen ließ, hat er zugleich die wissenschaftliche Niesenarbeit vollbracht, die Grundgesetze des Fühlens und Wollens festzustellen und sämtliche Seelenbewegungen wie Naturerscheinungen zu zergliedern und auf die elementaren Regungen des Fühlens und Begehrens zurückzuführen. Liebe, Haß und die Menge verwandter, einfacher und vermischter Seelenbewegungen werden von Spinoza mit derselben Sicherheit und Klarheit erklärt, wie etwa eine dynamische oder optische Erscheinung. Auf diese einzig solide Grundlage baut Spinoza seine erhabene Ethik auf, von der Hegel sagt: „Es gibt keine reinere und erhabener Moral als Spinozas“. Das ethische Grundprinzip Spinozas ist die Erkenntnis. Je mehr der Mensch sich selbst und die Welt richtig erkennt, desto mehr befreit er sich von der Macht der schlimmen Affekte, desto mehr erhebt seine sittliche Kraft, desto mehr erhebt er sich zur Tugend und Liebe und Glückseligkeit. Ein näheres Eingehen auf das System können wir uns hier um so eher ersparen, als die „Neue Welt“ im vorigen Jahrgang den Spinozismus, insbesondere die ethische Seite desselben, eingehend erörtert und dessen poetische Verklärung durch Goethe nachgewiesen hat. (Vgl. den Artikel: „Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft“ Kap. 8 ff. in Nr. 13 ff.).

Weitere Schriften Spinozas sind: *Tractatus politicus* (Abhandlung über die Politik), *Tractatus de intellectus emendatione* (Abhandlung über die Ausbildung des Verstandes), *Compendium Grammatices linguae hebraeae* (Abriß der hebräischen Sprachlehre) und endlich die Briefe, *epistolae*. Ein großer Teil dieser Briefe ist an seine intimen Freunde Oldenburg, Ludwig Mayer und de Vries gerichtet; sie bilden noch gegenwärtig eine überaus interessante Lektüre und glätten manche Falte in den philosophischen Schriften. Im allgemeinen bewundern wir in dem Briefwechsel Spinozas die stets gleichbleibende Bereitwilligkeit, mit der derselbe wiederholt auf Fragen und Einwürfe antwortet, sowie die Milde und Freundlichkeit, mit der er alles Entgegenstehende behandelt. — Die Herausgeber berichten auch, daß Spinoza einen Traktat über Optik und Farbenlehre und noch manche andere Schriften verfaßt habe, die aber bis jetzt nicht aufgefunden wurden.

Es ist nicht ein unhistorisches und beliebiges Schematisiren, sagt Auerbach, wenn man die Lehre Spinozas als die Grundlage des modernen Weltlebens erkennt; ist auch die mit ihr beginnende Epoche nicht so äußerlich historisch erkennbar, weil sich nicht der Beginn einer Schule, Sekte oder ein hervorstechendes Ereignis daran knüpft, so ist eben das das Eigentümliche der freien Idee, daß sie nicht in geschlossenen Tatsachen und Dokumenten, sondern im freien Wollen des Geistes hervortritt.

Der Schmuck der Naturvölker.

Etnologische Skizze von Dr. D. Pastor.

Die Sorge der Menschen, ihre äußere Erscheinung durch Schmuck aller Art vorteilhafter hervortreten zu lassen, ist bei zivilisierten und unzivilisierten Völkern gleich groß, und bei beiden sind auch die Ausschreitungen darin gleich bedeutend. — Die Neigung sich zu schmücken herrscht so sehr vor, daß sogar die Sorge um die Nahrung dagegen zurücktritt, gleichsam als ob die Furcht in der Natur des Menschen begründet läge, daß sein Wert sinke, wenn er nicht mehr mit dem gewohnten Glanze auftreten könnte. Lehrreich ist es zu finden, daß viele schmückende Anhängsel, welche wir für Ausgebirten einer von Friseur, Friseur, Schneider, Puzmachern heraufbeschworenen albernem Mode halten, bei den Naturvölkern bereits verbreitet und seit

alter Zeit eingebürgert sind. Lehrreich ist es aber auch, daß bei letzteren oft der Schmuck, auch wenn er uns noch so abgeschmackt vorkommt, nach der Natur des Landes, den Gewohnheiten des Volkes u. s. w. als eine wohlbegründete sinnreiche Sitte erscheint. Nicht überall läßt sich der Sinn mehr erkennen, aber für die vergleichende Völkerkunde werden solche Tatsachen, wie eine gleiche Art des Schmuckes, wichtig, da sie einen Schluß gestatten auf die Verwandtschaft der Völker, frühere Wohnsitze, einstige Lebensweise. Als letzte wichtige Tatsache scheint aber aus solchen Beobachtungen zu folgen, daß die Natur des Menschen ebenso wie sein Körperbau eine ursprünglich gleiche ist, so daß auch die Frage nach der gemeinsamen Abstammung des

Menschen von diesem Standpunkt aus beleuchtet werden kann. Es leuchtet ein, daß die Tragweite auch solcher Beobachtungen sehr bedeutend ist; doch wie überall ist gegenwärtig auch hier die Naturwissenschaft forschend, Tatsachen sammelnd, vergleichend tätig und hütet sich, voreilig Schlüsse zu ziehen, welche eine neue entdeckte Tatsache vielleicht wieder umstoßen könnten.

Beginnen wir mit den Dingen, welche dem Körper in auffallender Weise angehängt werden, aber ohne ihn zu beschädigen, so finden wir alle möglichen Dinge verwendet: Blumen, Blätter, Früchte, Holzpfähle, Knochen, Zähne, Muscheln, bearbeitet oder nicht, verschiedenste Steine, Korallen, Insekten, ganze Vögel, Glasperlen, Metallstücke, Ringe und Stifte, wertvolle und wertlose, schöne und glänzende, wie farblose und schmutzige. Bei Jägern und Kriegerern ist es natürlich, daß sie sich mit ihren Trophäen schmücken. Die Indianer behängen sich mit Stäben ihrer erlegten Feinde, je mehr Kopfhäute, desto größer die Ehre. Edler ist es, wenn sich der indianische Krieger seinen Federschmuck vom lebenden Kondor selbst erobern muß. Den prachtvollsten Federschmuck finden wir, wo die Vögel mit den prächtigsten Farben geschmückt sind. Unsere Damen würden neidisch werden, wenn sie die kostbaren Federmäntel, Kronen, Büschel sehen könnten, welche die Südeuropäer tragen — auf dem Kopfe, um die Schultern, an Arm und Bein. Gleicher Pracht begegnen wir in Südamerika. Die Bewohner Guineas schmücken sich mit dem Paradiesvogel, dem sie vorher nur die Beine ausreißen. Dem sonst so reich ausgestatteten Afrika fehlt dieser Schmuck. Dagegen ist es dort rühmlich, die Klauen und Reißzähne des erlegten Löwen zu tragen, doch beweisen die Schwarzen auch ihre Eitelkeit dadurch, daß sie die Zähne in Elfenbein nachahmen und sich damit behängen. In Indien benutzt man in gleicher Weise Tigerklauen und -Krallen, welche letzteren blendend weiß, in Gold eingefast zu zweien, als Ohrgehänge getragen werden. Auch die alten Deutschen liebten es, ihre Tapferkeit durch die Trophäen der Jagd zu zeigen.

Aus ihrem Heldenschmuck, aus selbst erbeuteten Adlersfedern sind heut die Koshhaarbüsche der gemeinen Soldaten geworden, und die Helmzierde, welche die höheren Offiziere auszeichnet, sind durch die zarten Hände der Puzmacherinnen in harmlosester Weise dem Schweif des Straußen entrisen. Nichts ist mehr von der ursprünglichen Bedeutung erhalten, als die Sucht zu glänzen.

Die Inselbewohner des großen Ozeans ziehen die Meeremuscheln auf Häden und kleben sie ans Ohr; sie ziehen dabei so viele auf, als sie nur zu tragen vermögen; auch schleifen sie von den größeren Muscheln die Gewinde ab und streifen den obersten Ring, ähnlich wie wir die Manchetten, auf den Arm. Bei vielen Völkern ist der erwähnte Schmuck zugleich die einzige Bekleidung. Die korangläubigen Bewohner Arabiens und Nordafrikas tragen Wurzeln und Koransprüche, mitunter in kostbaren Dosen ins Haar gewunden und an allen Theilen des Körpers; oft sind sie mit solchen Amuletten vollständig behängt; sie glauben dadurch die bösen Geister vollständig bannen zu können.

Eine gleiche religiöse Vorstellung ist vermutlich mit dem Ringe verbunden. Wir brauchen dabei nur an die Bedeutung der wunderthätigen Ringe im Märchen, der Zauberringe und -Kreise, des Trauringes, der Bekehrung des Bischofs mit dem Ringe zu erinnern, um das wahrscheinlich zu machen. Der zu Grunde liegende Gedanke mag sein, daß der Ring in sich abgeschlossen ist und alles, was in ihm steht, verbindet. Schon die Götterbilder der alten Ägypter hatten Ringe an den Fingern. Auch der offene Ring hat besondere Bedeutung; die sogenannten Schwurringe des Mittelalters waren offen; der den Eid leistete, mußte den Ring schließen, indem er die Öffnung mit der Hand überspannte und zwei Finger an die Enden des Ringes legte. Ob dieser Art des Schmuckes im östlichen Afrika, wo sie am weitesten verbreitet ist, ähnliche Gedanken zu Grunde liegen, untersuchen wir hier nicht. Livingstone und Schweinfurt fanden sie von Nubien bis fast zum Kap verbreitet. Die Ringe von Messing und Eisen, welches die Bewohner der dortigen roten

Erde sehr wohl zu gewinnen und zu verarbeiten wissen, zieren Arme und Beine und sind selbst häufig mit Ringen verziert, so daß jeder Schritt mit einem Rasseln begleitet ist. Manche Negerstämme führen mehrere Ringe an einem Arm oder Bein, Livingstone zählte in Südafrika deren bis sechzehn und achtzehn, bei einer Frau um Arme und Beine zweiundsiebzig, so daß diese Neger ein schweres Gewicht an Eisen mit sich herumtragen. Bisweilen kommen die Ringe nur den Frauen zu, während die Männer sich mit Halsketten schmücken, bei anderen ist es umgekehrt. Goldene Fingerringe, aus feinem Goldbrat geflochten, welche die Neger ebenfalls selbst herstellen, gebühren nur den Vornehmen.

Bei den Völkern mit krausem Haare sind die wunderlichsten Frisuren in der Mode. Zu denselben gehören die Neger in Afrika, die Drawida in Indien und die Papuas in Melanesien. Die letzteren ziehen das Haar zu zwei oder drei Bündeln, welche über den Ohren und dem Wirbel stehen und welche sie außerdem noch durch Hansbündel verstärken und mit Pfeilen oder Holzstäben mehrfach durchstechen. Da das Haar niemals aufgelöst und gereinigt wird, so ist es stets völlig verfilzt. Den Mombutu im östlichen Afrika rühmt Schweinfurt nach, daß es kaum denkbar sei, eine neue Art ausfindig zu machen, das Haar in Flechten zu legen, diese zu Böpfen und Knäueln aufzuhäufen und wieder in Toupets aufzulösen, die nicht bereits von ihnen eronnen wäre. Er erzählt von einem Jünglinge, welcher sich mit einem Heiligenschein umgab, indem er die Flechten des Haares in einem Dratreifen ausspannte, den er mit Kaurimuscheln verziert hatte. Bei Tage befestigte er den Reifen am Rande seines Hutes, in der Nacht schlug er den ganzen Strahlenkranz zurück. Diese Menschenfresser benutzen das Haar ihrer Opfer, um ihr eigenes zu verstärken.

Alle diese Völker sind Bewohner der heißen Zone, und man darf daher wohl annehmen, daß sie den Kopf gegen die Sonne schützen wollen, wenn sie das Haar so vielfältig verflechten und stärken, ähnlich wie die Araber zum Turban ein möglichst langes Stück Zeug wünschen und dasselbe zwanzigmal oder öfter um den Kopf winden. Welchen natürlichen Grund soll man aber dafür vermuten, wenn die Römer der Kaiserzeit ihr schwarzes Haar mit dem blonden der Germanen durchflochten? Oder wenn die ägyptischen Herrscher im 17. und 18. Jahrhundert an den Höfen der Fürsten die nordischen Köpfe verunzierten.

Doch auch die anspruchslosen Fischervölker in Alaska und auf den Aleuten lieben es, falsches Haar zu tragen, und die sonst so bescheiden einfachen Eskimofrauen schneiden ihren Männern das Haar vom Wirbel ab, um sich Locken daraus anzufertigen.

Bei den amerikanischen Eingeborenen mit straffem Haar, zu denen die letztgenannten auch gehören, begegnen wir anderen Sitten. Das Haupthaar tragen sie offen herabhängend, aber den spärlichen Bart rasiren sie nicht. Dasselbe tun alle Islamiten, da nach den Lehren des Koran die Speise durch Berührung mit den Haaren unrein wird. Das Zustutzen des Bartes nach bestimmtem Brauch, den Knebelbart der Franzosen, erwähnt bei den alten Galliern bereits Diodor von Sizilien, welchem auch die Vorliebe derselben für rote Hosen auffiel. Das Kopfhaar rasiren manche Muhamedaner, einige nur vom Wirbel, entgegengesetzt den Chinesen, welche ja nur den Pöppel am Wirbel stehen lassen. Unter den Kulturvölkern sind am meisten berücksichtigt die Frauen der Japanesen, welche ihrem künstlichen Aufbau der Haare zu Liebe des Nachts den Nacken in ein sattelartiges Polster legen und bei dieser unbequemen Haltung schlafen.

Im Vergleich zu den Verstümmelungen des Körpers und den Durchbohrungen der Haut, welche bei Naturvölkern in Anwendung sind, haben die Europäer wenig ähnliches aufzuweisen. Mitunter freilich würde der Vergleich zu Ungunsten der Europäerinnen ausfallen. Wenn die Steatopygie bei den Hottentottenschönen natürlich ist, indem die Hautfalte des Gesäßes nicht unter, sondern über demselben sitzt, so wird dasselbe bei uns durch Kunst erreicht mit Hilfe des Cal de Paris. Aber was will der eine Ohrring unserer Damen sagen gegen

die oft zwanzig Ringe, welche bei den Negern der roten Erde Männer und Frauen in jedem Ohrläppchen tragen? Ueberhaupt ist die Kunst, den Körper zu verunstalten in Afrika und Südamerika am kräftigsten und schlimmsten entwickelt. Dem an und für sich unschönen Körper, welchem Hängebauch und enge Brust meist von Natur eigen sind, während bei uns das Korsett diese Schönheiten verursacht, verzieren die Neger überall, wo sich nur eine Hautfalte anbringen läßt; Stäbchen, Knochensplitter, Strahlhalme, Glasperlen, Ringe, Pföcke und Nägel von Metall und Holz sind hindurchgebohrt durch künstliche und natürliche Falten an der Stirne, am Auge, an allen möglichen Stellen der Nase, den Mundwinkeln, der Ober- und Unterlippe, an Brust und Bauch. Es hat dies keine Verwandtschaft mit dem Tätowiren, welches zur Bekleidung zu rechnen ist, sondern regellos, ohne symmetrische Anordnung sind die genannten Gegenstände eingebohrt. Sogar tönerner Pfeifen (viele Neger sind Liebhaber des Tabaks und verfertigen solche Pfeifen) werden ins Ohrläppchen gesteckt.

Besondere Verunzierungen lieben die Frauen der Bongo- und Mittuneger. Sie durchbohren die Lippen und stecken in die Löcher je eine kleine runde Scheibe, anfangs kleinere, dann immer größere, bis die Lippenränder außerordentlich ausgedehnt werden und vermöge der Scheiben nach vorn stehen, so daß Schweinfurt von einem storchähnlichen Aussehen derselben spricht; er gebraucht den Ausdruck *balaeniceps*, Storkkopf. Livingstone fand bei einer Manganjafrau am Nyassasee einen Ring von fünf Centimeter Durchmesser, das *Palele*, so verwendet. Ueberhaupt finden sich dort die ärgsten Verunstaltungen. Aehnlich behandeln die Botokuden Brasiliens ihre Ohrläppchen; sie bohren anfangs kleinere Zweige hindurch, ersetzen sie nach und nach durch Scheiben von Baumästen; zerreißt der immer schwächer werdende Hautstreifen, so knüpfen sie die Enden wieder zusammen, um Scheiben hineinstecken zu können und ihrer Schönheit keinen Eintrag zu tun. Der Name wird sprachlich auch als Pfropfsente erklärt. Die nordamerikanischen Indianer und Kamtschadalen wählen die Wangen und stecken in der Nähe der Mundwinkel die ersten Knochen, die letzteren Knöpfe hindurch, auch bohren sich bei diesen die Männer Krebszweeren in die Nasenknochen.

In Australien, Südastien und Afrika sind Verunstaltungen der Zähne sehr häufig; die einen seilen sie spiz, andere aus der

Mitte ein Stückchen heraus, um Knöpfe einzusetzen, die menschenfressenden Njammjams, d. i. Fresser, Nachbarn der oben erwähnten Mombutu im östlichen Zentralafrika, seilen sie scharf und verwenden sie als eine gefährliche Waffe im Einzelkampfe. Die Malayen Hinterindiens seilen sie dagegen ab. Bei den Australiern wird dem Jüngling, welcher mannbar erklärt wird, zum Zeichen dessen und zur Feier des Tages ein Zahn ausgeschlagen, mitunter auch ein Finger abgehakt.

Zum Schluß seien noch die künstlichen Körperformen erwähnt, welche durch Pressung hervorgebracht werden. Daß die chinesischen Frauen kleine Füße für schön halten und dieselben quetschen lassen, ist bekannt, doch ist diese Sitte im Abnehmen. Umformungen des Schädels nehmen einige Indianer und Südseeinsulaner vor; der hartköpfige Neger verträgt solche Operationen nicht. Die einen pressen den Neugeborenen ein Brett vor die Stirn, so daß der Kopf sich außerordentlich in der Richtung des Wirbels verlängert; ihren Namen haben daher z. B. die Flachkopfindianer; dasselbe findet sich vereinzelt auf ganz getrennten Punkten der Erdoberfläche, nämlich in Patagonien, auf Celebes und Samoa. Bei den Atperuanern wurden die Frauen so behandelt. Eine andere Form des Schädels, der sogenannte Turmkopf, wird erhalten, wenn der Schädel während des Wachstums an den Seiten gepreßt wird; selten kommt diese Form auch bei uns vor, wenn die flachen Schuppennähte des Schädels, welche über den Ohren beiderseits die Scheitelpartie von den Schläfenbeinen trennen, sich früh schließen und verwachsen, normal schließen sie sich in den ersten Lebensjahren. Das Wachstums des Gehirns, an den Seiten gehemmt, richtet sich dann nach oben und bewirkt die birnenförmige Gestalt des Schädels, welche mitunter auch bei uns zu sehen ist. Die peruanischen Inkas erkannten in dieser Gestalt den Ausdruck der Hoheit und machten es zum Vorrecht ihrer fürstlichen Familie, den Turmkopf künstlich herstellen zu lassen. Doch ist bemerkenswert, daß durch solche Behandlung die geistigen Fähigkeiten des Menschen in keiner Weise gehemmt werden, da sich das Gehirn trotzdem ausbilden kann. Eine Erfindung gemacht zu haben, welche wie das Schnürleib die organische Entwicklung der Trägerin hemmt und nicht nur deren, sondern auch der Nachkommen Existenz und körperliche wie geistige Entwicklung gefährdet, ist ein Vorzug allein der Kulturvölker Europas.

Aus dem grönländischen Eismeer.

(Mit Illustration.)

Um einen ungefähren Begriff von der gegenwärtigen Natur in den arktischen Breiten zu erhalten, schreibt Fr. v. Hellwald, liegt nichts näher als der wiederholt angestellte und in vielfacher Hinsicht treffende Vergleich mit den Gletschergebieten des uns so nahe gerückten europäischen Hochgebirges der Alpen. Nordgrönland ist ganz von unermesslichen Gletschern bedeckt, und schon bei 70° n. Br. sind nur einzelne Küstenstriche im Hochsommer schneefrei und bilden Oasen in der unendlichen Eiswüste. Einer der Teilnehmer an der zweiten deutschen Nordpolfahrt 1869 bis 1870, Dr. G. C. Laube, schildert diese nordischen Gletscher in ebenso anziehender wie anschaulicher Weise, indem er sich gleichfalls des Vergleichs mit der Alpenwelt bedient. Er sagt: jene wilden, felsigen Landschaften, die ohne Baum, ohne Strauch, hie und da mit braungrünem Grasboden bedeckt, ihre nackten, vielgestaltigen Zinnen gen Himmel strecken, zwischen denen ewiges Eis sich angesiedelt hat, das, weiße Nebel spinnend und rieselnde Bächlein im Sonnenglanz gebärend, sich tiefer und tiefer talwärts drängt und endlich zu einem großen breiten Heerströme vereinigt als Gletscher seine starren, blauschillernden Massen nur langsam vorwärts schiebt: die höchste Alpenregion mit ihren

Gletschern und Firnsfeldern muß sich der Leser vor die Seele führen. Aber die Sicht ins Tal ist versteckt, und dichte Nebelmassen breiten sich darüber aus wie ein wogendes Meer, oben scheint die Sonne licht und hell. Das ist der Schauplatz, wohin ich den Leser führe. Statt des Nebelmeeres denke er sich nun das wirkliche Meer, nicht mißfarbig, sondern blaugrün und klar. Aus ihm steigen romantische Felsberge auf; ein tiefes enges Tal läßt das Auge dazwischen weit ins Innere des Landes dringen. Die Felsen sind nackt, schroff, wild zerrissen, senkrecht fallen ihre Wände in die See, nur hie und da liegt eine kleine grüne Matte ausgebreitet. Zwischen ihnen schillert und schimmert bald grün, bald blau. Gewaltige Eismassen, jetzt breit und sanft wie eine wohlgepflegte Straße auf die Höhen landeinwärts ziehend, nach beiden Seiten schwach gewölbt abfallend, jetzt in Terrassen steil aufsteigend und jeden Absatz des kühnen Baues mit wunderlichen Säulen und Ornamenten grünschillernd verziert, steigen sie hinauf bis an die Gipfel; die Firnsfelder legen sich darauf und nur hin und wider ragen die Felszacken aus dem blendend weißen Mantel hervor. Die Sonne glizert und gleißt darauf, unten tauchen sie ihren kristallinen Fuß



Aus dem grönländischen Eismeer. (Seite 124.)

ins Meer. Sind das nicht die gläsernen Berge des Märchens? Alles ist still und stumm wie in einer verzauberten Gegend, kaum fliegt eine einsame Möve über das Wasser oder ein Rabe stricht einmal als schwarzer Punkt von der blendenden Eismasse ab. Wir sind allein auf leichtem Boote, unsere Neugier treibt uns näher und näher, zeitweilig läßt sich ein leises Geräusch vernehmen, ein fernes Donnern — aber das kennen wir ja von den heimischen Gletschern her. Näher und Näher. Durch das blaugrüne Wasser ziehen unter uns Streifen hin wie weiße Nixenschleier, das Meer wird lichter und lichter und endlich beinahe ganz milchweiß, just wie das Wasser des heimischen Gletscherbaches. Da sind wir nun angelangt am Fuße des Eisriesen, nein, wir sind schon weit über seinen Fuß hinauf, denn durch die Flut sehen wir das Eis heraufblauen, während ein Teil abgebrochen, mit ruinhafsten Trümmern bedeckt, weite domartige Höhlen im Innern des Gletschers schauen läßt, hoch genug, daß ein Schiff hineinsegeln und darin umwenden könnte. Ein rechter Geisterpalast. Und während wir da, nichts Arges träumend, uns der Anschauung der nie geschauten Pracht hingeben, ja fast so dreist werden, in eine der Höhlen einzubringen, da fängt ein grauenhafter Spuk an. Schäumend und wallend beginnt sich das Wasser am Fuße des Gletschers zu regen, als ob es plötzlich durch unterirdisches Feuer ins Sieden geraten wäre; es braust auf und das Getöse wächst bis zum Gebrüll des Donners, Eisblöcke brechen aus der Tiefe hervor und schnellen, auf den Wogen schwankend und krachend, hin und her; wilder und wilder wird das Chaos, da hebt sich mitten drin, eine weiße Riesengestalt taucht auf, höher und höher, eine mächtige Eismasse, der scheitergroße Blöcke entfallen: neu und neu rauscht die See auf, denn das neugeborene Ungetüm wälzt sich bald auf diese, bald auf jene Seite und wirft dabei eine breite Wassergarbe von sich — endlich kommt es ins Gleichgewicht; das Getümmel schweigt und beruhigt sich allmählich, die See ist wieder glatt, die Donner sind in der Ferne verhallt und wir, die wir mitten darin auf schwankem Boote Zeugen waren und mit dem bloßen Schrecken und mit heiler Haut davongekommen sind, wagen es — aber nicht allzunahe — das jüngste Kind des Gletschers oder dessen „Kalb“, wie es die Leute in Grönland nennen, näher anzusehen. Da liegt der schwimmende Eisberg vor uns, gewärtig, mit der nächsten Flut seine Wiege, seinen Erzeuger zu verlassen und allmählich mit seinen Genossen, die schon vorne am Eingange des Fjordes zu einer Flotte versammelt, auf eine günstige Gelegenheit warten, mit der Strömung nach Süden zu wandern, um, weiter und weiter getrieben, von der schmeichelnden Woge von unten, von der warmen Sonne von oben leichter und leichter gemacht, fern von der Heimat endlich im weiten Meere seinen Untergang zu finden. Das ist doch wie ein Märchen, wo plötzlich aus der Tiefe ein kristallenes Schloß irgend eines bösen Kobolds aufsteigt. — Nun dürfen wir auch den Gletscher in der Nähe besehen, er ist ganz so gebaut wie die heimischen in den Alpen; aber wie bescheiden sind diese in der Ausdehnung gegen ihre nordischen Brüder!

Die unbedeutendsten der dortigen würden, in unsere Alpen versetzt, Aufsehen erregen, und allenthalben haben sie sich angesiedelt; wie die Schwalbennester hängen sie zwischen den Felsen und ganze Täler füllen sie aus. Ueber das Meer reichen sie bis auf die davor gelegene Insel, und die See fließt darunter hinweg wie durch einen smaragdnen Brückenbogen. Und wer über sie wegwandern wollte, der könnte sie tagereisenweit verfolgen, ohne ihr Ende zu erreichen; ganz Grönland scheint ihnen eine starke Eiszüste zu sein, deren Abflüsse nach der See hin die gewaltigen Gletscher sind, die in das Meer hinabragen. — Vom Frühling bis Herbst, bemerkt Hellwald, ist das Meer in etwa 700 u. Br. bei Grönland allerdings offen, die Gletscher des Landes aber werden fortwährend in das Meer hinausgeschoben, und diese bei weitem raschere Bewegung des nordischen Gletschereises im Vereine mit dem mit Ebbe und Flut schwankenden Wasserstande des Meeres hat nun zur Folge, daß das Brechen oder des „Eisshimmers Kalbung“

(Isblinkens Kalving) bei den großen Gletschern sehr häufig stattfindet. Diese losgerissenen Stücke oder „Kälber“ eines Gletschers, welche plötzlich an die Oberfläche heraufsteigen, bilden die gefürchteten Eisberge, welche im Sommer, namentlich im Juni und Juli, einesteils aus der Baffinsbai, andererseits aus dem sibirischen Meere bis nach Neufundland hinabgetrieben, sowie aus dem ohotskischen Meere nach Süden geführt werden und sogar noch in diesen tiefen Breiten die Schifffahrt gefährden. — Der Anblick des ersten Eisberges macht stets auf den Schiffer den nämlichen tiefen Eindruck, welchen im Süden die erste Kokospalme oder das erste Auftauchen des südlichen Kreuzes hervorbringt. Sogar der rohe Matrose fühlt sich ergriffen, wenn der schwimmende Koloss, von der Polarströmung getragen, langsam und majestätisch sich ihm nähert. Indessen hat man gewöhnlich, wie Dr. Laube bemerkt, durch Abbildungen und Schilderungen eine etwas verkehrte und übertriebene Vorstellung von den schwimmenden Eisbergen. Gewöhnlich sind es große unförmliche Blöcke mit gerundetem Rücken, nach allen Seiten oder wenigstens an einer Seite steil abfallend. Diese, die Abbruchseite, ist meistens mit einer Menge lose haftender Eisstücke behangen, die bei jeder günstigen Gelegenheit herabstürzen. Oft gewahrt man ins Innere führende mächtige Höhlen und Arkadenreihen oder Torbögen als Reste solcher Gänge. Andere, namentlich solche, welche schon längere Zeit unterwegs sind oder von steilfallenden Gletschern stammen, sind vielzackig und mannigfach zerklüftet; die Schatten wechseln vom zartesten Himmelblau bis ins tiefste Ultramarin in leuchtender Farbe oder nicht minder prächtig grün. Solche Eisberge sind zwar die schönsten, aber gefährlichsten Nachbarn. Der Krach eines Flintenschusses ist imstande, an einem solchen einen aufstrebenden Pfeiler zum Falle zu bringen und so daß Gleichgewicht des ganzen Klozes zu stören, der nun in schwanfende Bewegung kommt und nach allen Seiten hin Trümmer abwerfend, wohl gar vollkommen in sich selbst zerfällt; jeder liebe lichte Sonnenschein setzt ihm allein schon so zu, daß er, von ihm bewogen, oftmals schwere Trümmer abwirft. Das von der Sonnenwärme abgetaute Wasser sickert in die Spalten der Eismassen und gefriert dort wieder, wobei es sich ausdehnt und die Klust weiter spaltet, was unter schußähnlichem Getöse geschieht. Wenn mit Sonnenuntergang die Temperatur sinkt, dann brüllt bald hier, bald da ein einstürzender Eisberg auf, die See scheint stellenweis wie mit Gletschereis überschottet und in ziemlich weite Entfernung trägt die auffschlagende Welle die Kunde vom Untergange des Riesen. — Die höchsten Eisberge, die Dr. Laube sah, ragten etwa 50 Meter über Wasser; wenn man bedenkt, daß sie etwa 6—7 mal so tief unter Wasser gehen und oft 100 Meter Länge erreichen, so kann man sich eine Vorstellung machen, welche kolossale Masse Eis eine solcher über Wasser ganz unscheinbarer Berg faßt. Aber klein und unansehnlich sind sie geworden, wenn sie auf ihrer Wanderung nach Westgrönland gelangen, immer leichter und beweglicher werden sie, man unterscheidet sie an ihrem stark zernagten Aeußeren von denen, die sich hier erst zur Gesellschaft der nordischen Wanderer gesellen. — Die Oberfläche der arktischen Eisberge ist mitunter wie bei unseren Gletschern mit Schutt und Steinen bedeckt. Es sind dies die Reste von Moränen, die auch über die nordischen Gletscher sich verbreiten, also der nämlichen Erscheinung, womit wir das Auftreten der erraticen Blöcke auf dem europäischen Festlande erklären. Während aber bei uns die großen Steine auf alten Gletschern nicht selten gleich Tischen auf der Spitze von Gletschersäulen stehen, sind dagegen auf den nordischen Gletschern dieselben oft in trichterförmige Gruben eingesenkt. Die meist dunkelfarbigen Steine werden nämlich von den Sonnenstrahlen stärker erwärmt als die Eisfläche; das Eis schmilzt daher unter demselben früher hinweg als die Umgebung, und sie sinken in das Eis ein. Daß die Eisberge auf solche Art Felsenstücke mit auf die Wanderung nehmen, gehört übrigens nach Dr. Laube zu den selteneren wahrnehmbaren Erscheinungen; solche, welche von Gletscherschlick schwarz gebändert sind, kommen dagegen nicht selten vor. Unheimlich und wieder an Kobolde und gespenstisches Treiben

gemahnend ist es, wenn solch ein Koloss sich plötzlich, ohne sichtbar wirkende Kräfte, in Bewegung setzt und schnurgerade sich vorwärts bewegt, bis er ebenso plötzlich wieder Halt macht, wie aufgehalten von dämonischen Händen. — Auf die Bildung des

Eises in den arktischen Gegenden, welches je nach seiner verschiedenen Art Grundeis, Busen- oder Baieis, Pfannkucheneis, Drifteis, Kegeleis, Packeis u. s. f. heißt, sei hier nicht näher eingegangen.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(4. Fortsetzung.)

Eine tiefe Furche zog sich wieder über die Stirn des Marchese und er ließ die Hand der Tochter fahren:

„Dieses Grafen von Larente willst du sagen“ — setzte er, sie aus neue vorwurfsvoll anblickend, ihre Rede fort. „Dieses Grafen“ — betonte er scharf. „So sprichst du immer von Herrn von Larente, als ob er dir ein größtes Unrecht zugefügt, als ob er die schwerste Schuld gegen dich abzutragen hätte! . . . Sage mir offen, Serena, — du versicherst ja, gegen mich immer aufrichtig zu sein — was hat dir der Graf von Larente denn so übles getan, daß du so gar nichts von ihm wissen magst und stets mit dieser Härte von ihm sprichst?“

„Mit Härte?“ — versetzte Serena, über die Worte des Vaters verwundert, rasch. „O bewahre, nein, mein Vater! Mit Härte spreche ich niemals von ihm, — von dem Grafen, möchte ich wenigstens nicht von ihm sprechen! Aber es gibt eben Menschen, gegen welche man eine nicht zu überwindende, unerklärliche Abneigung empfindet . . . Und im Grunde, soll ich völlig offen sein,“ — fügte sie, wie bei sich überlegend hinzu — „ist meine Antipathie gegen den Grafen von Larente nicht einmal so ganz unerklärlich, — wenigstens mir nicht!“

„Also gibt es doch etwas an Herrn von Larente,“ — fragte der Marchese gespannt — „was dich von ihm abstößt, etwas, wovon du sogar das Bewußtsein hast, daß es deinem Gefühl zuwider ist. Ich bitte dich, Serena, dich mir ganz zu offenbaren! Ich weiß, du wirst es!“

„Du wirst jederzeit alles von mir hören, was du zu hören wünschst, mein Vater!“ — antwortete Serena fest und doch vorsichtig, als fürchte sie, durch ihre Worte den Vater noch mehr aufzuregen. „Der Graf von Larente ist gewiß ein tadelloser Cavalier, er ist reich und besitzt alles, um einer Frau, die ihm nur einigermaßen zugetan, das angenehmste Leben zu bereiten. Aber ich glaube, er ist nicht aufrichtig, ich finde ihn heftig, dabei aber ohne wirkliches Gemüt, sein Denken und Fühlen scheint ganz in den äußerlichsten, gewöhnlichsten materiellen Interessen aufzugehen. Was ist ihm ein Kunstwerk, ein herrliches Bild, eine prächtige Tonschöpfung — — Ich habe ihn jüngst auf der Soirée bei der Fürstin Percelli während des verständnisvollsten Vortrags der „Sonata appassionata“, der mir je vorgekommen, mit der Gräfin von Pyrene sich laut unterhalten und lachen hören, so daß ich fast ärgerlich wurde. Kurz, er ist oberflächlich, eben nur Cavalier, wie ich es nicht liebe.“

„Du tußt dem Grafen unrecht, mein Kind!“ — bemühte sich der Marchese der Tochter zu versichern. „Daß erstens Herr von Larente nicht aufrichtig sei, das glaubst du eben nur und hast schwerlich dafür wirkliche Beweise. Jedenfalls wüßte ich nicht, warum gerade du etwa die besondere Zuneigung, die er dir schenkt, nicht für aufrichtig halten solltest. Denn du weißt ja, daß die Töchter der reichsten und vornehmsten Geschlechter Venedigs ihm mit Vergnügen ihre Hand reichen würden, wenn er sie nur begehrte. Nein, Serena, ein Mann von solchem Reichtum an Geld und Besitzungen, wie ihn der Graf von Larente sein eigen nennt, braucht nicht zu ihn der Graf von Larente seine Zusucht zu nehmen, um ein Weib seines Standes zu gewinnen! Vielmehr müßtest du dich unter diesen Umständen überzeugen, daß seine Zuneigung zu dir seinem tiefsten Innern entspringt und dich durch die Auszeichnung, die er gerade dir zuteil werden läßt, in hohem Grade

geehrt fühlen. . . . Und was dein zweites Bedenken betrifft, so glaube ich allerdings, daß der Graf, der ein überaus leidenschaftliches, energisches Naturell besitzt, zuweilen heftig sein kann. Aber für die Anlage seines Wesens kann niemand, mein Kind, und es könnte in diesem Falle nur die Aufgabe des Weibes, die der Graf heimführt, sein, seiner Heftigkeit mit um so größerer Sanftmut zu begegnen, — sei versichert, es wird einer klugen und verständigen Frau gelingen, jene mit der Zeit zu mildern! — Inbezug aber auf den Mangel an künstlerischem Sinn, an geistigem Gehalt oder wie du es sonst nennen willst, den du an ihm tadelst, möchte ich dir bemerken, daß dies eben eine Folge seiner Erziehung und in gewisser Hinsicht auch in den Verhältnissen seines Standes begründet ist. Jedenfalls wirst du viele seines gleichen finden, die in dieser Beziehung noch weit unter ihm stehen. Aber auch hier vermag eine geistvolle und für das Schöne empfindsame Frau sehr wirksam einen bildenden Einfluß geltend zu machen!“

Diese beredete Verteidigung, mit welcher der Marchese die tadelnden Bemerkungen der Tochter zu entkräften suchte, versetzte augenscheinlich ihre Wirkung auf Serena, denn sie antwortete kühl:

„Das ist recht schön, und du magst von deinem Standpunkt aus Recht haben. Aber alle jene Eigenschaften des Grafen sind doch, wie du zugestehen wirst, nicht darnach angetan, ihn mir besonders anziehend zu machen. . . . Ueber eines nur möchte ich mich mit dir verständigen,“ — setzte sie rasch hinzu. „Wenn ich meinte, daß ich den Grafen nicht für aufrichtig halte, so wollte ich damit nicht sagen, daß seine Artigkeiten mir gegenüber erheuchelt scheinen. Vielleicht habe ich in der Wahl des Ausdrucks gefehlt, denn es sollte mit jenen Worten nur bemerkt sein, wie ich schon vorhin beiläufig andeutete, daß ich seine angebliche Zuneigung zu mir als keine besonders tief begründete ansehen möchte, daß sie mir vielmehr wie eine ganz seinem Naturell — du nanntest es mit Recht leidenschaftlich — entsprechende plötzliche Aufwallung, höchstens wie eine schnell gekommene Schwärmerei erscheine, die nicht dauert, sondern ebenso wieder vorübergehen wird.“

In diesem Augenblick trat ein Diener herein und meldete die Ankunft der kleinen Adele von Winter, die in Serenas Zimmer auf das gnädige Fräulein harre. Der Marchese hatte eben seiner Tochter auf ihre letzten Worte erwidern wollen; Serena aber benutzte die erwünschte Gelegenheit, sich dem für sie unerquicklichen Gespräche zu entziehen. Sie erhob sich und reichte dem Vater die Hand.

„Nicht wahr Vater, du läßt mich jetzt gehen und zürst mir nicht?“ — sagte sie zärtlich.

Der Marchese schwieg und antwortete nur mit einem leichten Neigen des Hauptes, was Serena so doppelsinnig schien, daß sie sich nochmals zu ihm niederbeugte, und indem sie ihm die Hand küßte in noch zärtlicherer Gefühlswallung hinzufügte:

„Nein, lieb Väterchen, du darfst mir nicht zürnen! — Und jetzt adieu bis zum Abend!“ . . .

Der Marchese verließ, als Serena hinausschritt, ebenfalls seinen Fauteuil und ging mit großen Schritten einigemal nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann warf er einen langen Blick nach seiner jungen Frau hinüber. Sie war eine verlockende Erscheinung, wie sie so da stand, die Marchesa von Mon-

tanari. Die hohe Gestalt, die in ihrer geschmeidigen Grazie der Serenas nichts nachgab und jetzt durch den langen Faltenwurf des ihre schönen Glieder umschließenden Kleides noch schlanker erschien, die volle Büste, der halb entblößte, weiße Hals, das dicke, hoch emporgeschweifte dunkle Haar, der feine Schnitt des Gesichts, der jetzt in dem schönen Profil noch mehr hervortrat, die halb geöffneten, von einem reizvollen Lächeln umspielten blühenden Lippen, das schöne Haupt, das sich, wie sie leise in den Käfig hineinflüsterte, bald hob, bald neigte, bald zur Seite wendete, die ebenmäßig geformten, aus dem duftigen Gewand hervorspringenden Arme: man konnte sich kein schöneres Bild heiteren, sorglosen Lebens denken, als die junge, lächelnde, tändelnde und spielende Frau. Sie hatte das Hinausgehen Serenas aus dem Gemach völlig unbeachtet gelassen und schien sich ebensowenig um die fernere Anwesenheit ihres Gemahls zu kümmern. Dieser trat ihr jetzt einige Schritte näher und fragte zögernd:

„Und was sagst du zu dem wunderlichen Mädchen, Angela?“

Die Marchesa wandte den Blick keine Sekunde von dem kleinen Sängler hinweg, und es klang mehr, als spräche sie in den Käfig hinein, wie sie nachlässig und leicht mit den Schultern zuckend antwortete:

„Je nun, es gibt eben sonderbare Menschen!“

Der Marchese zeigte sich durch diese kurze, nichts sagende Antwort einigermassen betroffen und sagte in verdrießlichem Tone, indem er wieder im Zimmer auf und ab ging:

„Jedes andere Mädchen würde sich glücklich schätzen, von einem so reichen, angesehenen und dabei so liebenswürdigen Cavalier umworben zu werden —“

„Gewiß, ein Cavalier comme il faut,“ — warf die Marchesa ein — „Serena aber scheint ganz besondere Ansprüche an den Mann zu stellen, der dereinst die Ehre haben wird, der Ihre zu heißen“ — fügte sie mit beißendem Spott hinzu.

Der Marchese stand wieder überlegend still und schaute in stummem Unmuth vor sich hin.

Die junge Frau schien geringen Anteil an der Befümmernis ihres Gatten zu nehmen. Sie scherzte und koste mit dem niedlichen Vogel fast nur noch ausgelassener. Sie sah überhaupt nicht aus, als ob sie Kummer und Sorge zu hegen fähig wäre, und wenn der Marchese, als er sich nach dem Heimgang seiner ersten braven Gattin zum andermal verheiratete, eine neue Lebensgefährtin zu erhalten hoffte, die Leid und Freud treulich mit ihm tragen würde, so hatte er sich bitter getäuscht. Dieses schöne, üppige, nach Zerstreuung und Genuß verlangende Wesen war wenig geneigt, sich die Schmetterlingsflügel ihrer Seele mit Schmerzen und Sorgen zu beschweren. Freilich, sie brauchte es auch nicht. Alles, was das äußere Dasein behaglich und angenehm zu machen vermag, war ja im Palazzo della Sponda im Ueberfluß vorhanden, und daher kam es auch, daß der tiefe Zwiespalt, der von allem Anfang an zwischen dem ernst gemessenen, nachdenklichen Wesen des Marchese und der leichtsinnigen Flatterhaftigkeit der jungen Frau bestand, bisher nur in ganz vereinzelt Fällen hervorgetreten war. Ein solcher Fall war aber eben gerade der jezige, und Herr von Montanari zeigte sich über die vollständige Teilnahmlosigkeit seiner Gattin an allem, was ihn in diesen Augenblicken bewegte und heunruhigte, ernstlich verstimmt. Seine Stirn legte sich in tiefe Falten, als er jetzt aufs neue stillstand und, die Marchesa scharf anblickend, mit unverholnem Aerger begann:

„Du scheinst in der That über deine Tändelei alles andere zu vergessen, Angela, und nicht daran zu denken, daß es im Augenblick Dinge gibt, die doch wahrlich eine größere Aufmerksamkeit deinerseits in Anspruch nehmen dürfen.“

Die Marchesa erhob stolz ihr Haupt. Eine solche Sprache hatte ihr Gemahl noch nicht zu ihr zu reden gewagt. Ihre Augen flammten in heftigem Unwillen, und sie entgegnete mit scharfer Betonung jedes einzelnen Wortes:

„Ich bin wirklich erstaunt, von meinem Gemahl Vorwürfe zu hören! — Ich habe nicht gedacht, daß ich in dieses Haus kommen sollte, um mir durch kleinliche Sorgen das Leben zu verbittern.“

Herr von Montanari sah sie verwundert an. Er wußte wohl schon längst, daß es nicht ihre Sache war, mit ihm über ernsthaftige Angelegenheiten verständnisvoll und einsichtig zu sprechen, wie es einer Frau zukommt. Aber der lieblose Ton, in dem sie ihre völlige Teilnahmlosigkeit an den Sorgen des Hauses zu rechtfertigen suchte, machte ihn für den Augenblick sprachlos. Die Marchesa schien diese Wirkung ihrer Worte zu bemerken und mochte einsehen, daß dieselben denn doch etwas allzu schroff gewesen seien. Denn sie fügte in etwas weniger gereiztem Tone hinzu:

„Was weiter — wenn Serena den Grafen nicht mag? Wozu ihr ihn aufdrängen wollen? — Und ich denke, was ihn betrifft, so wird er sich trösten lassen — — —“

Sie wollte weiter reden, als abermals der Diener auf der Schwelle erschien und der Grafen von Lorente meldete.

„Ich denke ein anderesmal Gelegenheit zu haben, mit dir über diese Angelegenheit zu sprechen, Angela!“ — warf Herr von Montanari daher nun hastig und in abweisendem Tone ein, indem er sich über die Stirn fuhr, als ob er die auf derselben hervorgetretenen dicken Falten glätten wollte.

Schon trat der Graf herein. Der Marchese schritt ihm entgegen und hieß ihn unter freundschaftlichem Händedruck willkommen. Auch seine Gemahlin verließ jetzt ihren Platz vor dem vergoldeten Käfig am Fenster und ging auf den Eingetretenen zu, der ihr mit zutraulicher Herzlichkeit und Ehrerbietung zugleich die Hand küßte. Während der Marchese nur schwer seine noch immer anhaltende Verstimmung zu verbergen vermochte und etwas wortkarg erschien, war die junge Frau voll Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit und nahm den Gast durch heiteres Geklapper sofort ganz in Anspruch. Und der Marchese überließ ihr den Grafen um so lieber, je mehr er sich dadurch der Notwendigkeit, mit diesem das Gespräch allein zu führen, überhoben sah. In anderer Hinsicht freilich war es ihm wieder peinlich, sich nicht unbefangen an der Unterhaltung beteiligen zu können und dadurch seine üble Stimmung den Grafen bemerken zu lassen, wie es ihn gleicherweise mit Aerger und Unwillen erfüllte, seine vorher so teilnamlose Gemahlin jetzt in übermüthiger Laune die bedeutungsloseste Konversation führen zu hören. Er vermochte seinen Verdruß auch nicht länger an sich zu halten, sondern stand auf und wandte sich, indem er seiner Gemahlin einen vorwurfsvollen Blick zuwarf, unter höflicher Verbeugung und so freundlich er konnte, an den Grafen:

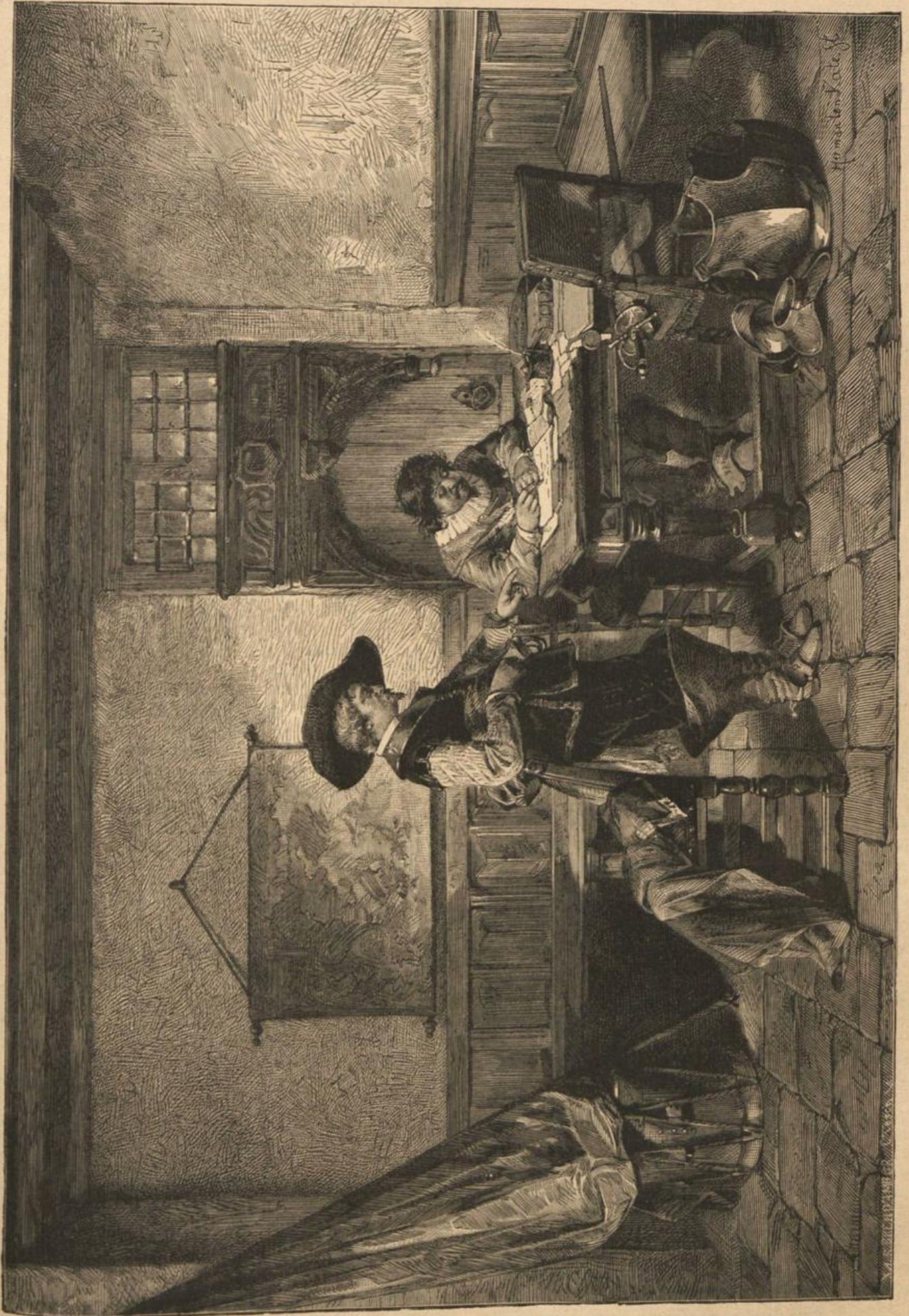
„Sie entschuldigen mich wohl für kurze Zeit, bester Graf, ich hoffe, Sie bei meiner Rückkunft noch anzutreffen!“

Der Graf sah in diesen Worten nichts außergewöhnliches. Er stand durch mehrjährige Bekanntschaft mit dem Marchese auf so vertraulichem Fuße, daß von beiden Seiten auf ängstliche Wahrung des Zeremoniells nicht allzu sehr gesehen wurde. Mit einer leichten Verneigung gab er dem Marchese daher zu verstehen, daß er sich durch seine Anwesenheit in keiner Weise stören lassen solle, und dieser verließ, nur kühlen Gruß der Augen zu seiner Gemahlin hinübersendend, das Zimmer.

Die beiden Zurückbleibenden saßen in zwei Fauteuils dicht neben einander. Die Art, wie sie das vordem begonnene Gespräch fortführten, ließ unschwer erkennen, daß sie sich nicht zum erstenmal allein befanden. Es schien vielmehr fast, als sei die Anwesenheit des Marchese ein Hindernis für sie gewesen.

Der Graf saß bequem in seinen Fauteuil zurückgelehnt, während die Marchesa das Haupt leicht zur Seite gewandt hatte, so daß sie mit ihren feurigen, dunklen Augen gerade das etwas mißgestimmt dreinschauende Antlitz des Grafen traf. Sie wippte leise mit den zierlichen, in seine Schuhe gekleideten Füßen, die auf einem von kostbarer Stickerei überzogenen Tabouret ruhten und unter dem Saume des zurückgefalteten Kleides hervortraten. Vor ihr auf dem Teppich lauerte das weiße Käzchen und blinzelte schläfrig mit den grünen Augen.

„Langweilig jetzt in Venedig, mein Lieber, nicht wahr?“ — wandte sich die Marchesa mit leicht hingeworfener Frage an den Grafen.



Der Schlichtplan. (Seite 136.)

„Zum Sterben langweilig, gnädige Marchesa!“ — gab dieser zur Antwort.

„Es ist die trügste Jahreszeit jetzt, und es war eigentlich töricht, so früh schon nach der Stadt zurückzukehren,“ — fuhr er fort — „oder es ist vielmehr töricht, nicht nochmals auf das Land zu gehen.“ —

„Aber ich bitte Sie, lieber Graf,“ — warf die Marchesa ein — „war es denn auf Ihrer Besitzung am Garda minder langweilig? — Dieses einformige Dahinleben von Tag zu Tag in einer Gegend, wo einen der Anblick des ewig blauen Himmels und des ewig blauen Wassers allein schon schläfrig zu machen geeignet ist“ —

„Ich bedaure,“ — versetzte der Graf etwas piquirt — „daß Ihnen der Aufenthalt am Garda so wenig gefallen, und daß ich Ihnen nicht mehr habe bieten können.“

„O bitte, wie hätten Sie überhaupt für größeres Amusement zu sorgen vermocht! — Sie haben ja alles aufgeboden, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Aber Sie werden mir zugeben, daß die täglichen Ausfahrten in die Berge mit den stereotypen Ausblicken auf Matten und Felsen und das fortwährende Geschwätz der Gondel auf dem stillen, wie im Schlafe liegenden See nicht jedermanns Sache sind, keinesfalls aber für die Dauer als genügende Abwechslung in dem langweiligen Einerlei einer Villegiatur angesehen werden können. . . . Und unsere Nachbarschaft, — mein Gott, sie war die denkbar langweiligste! — Der russische Baron, dessen ganze Familie an nichts weiter Gefallen zu haben schien, als tagtäglich auf den kleinen struppigen Steppensperden in der Gegend herumzujagen, diese halben Barbaren auf der einen und die deutsche Kaufmannsfamilie aus Mailand, die wieder den ganzen Tag im Walde kampirte und sich ins Gras vergrub, wo es am höchsten wuchs, auf der anderen Seite, — dazwischen die beiden Gouvernanten — — Mein Gott, wenn ich an diese Gouvernanten denke!“ — Die Marchesa stieß ein helles Lachen aus und fuhr ausgelassen fort: „Die des Barons die wildeste Reiterin, die mit dem jungen Baron um die Wette über Hecken und Gräben setzte und, selbst eine passionirte Raucherin, eigenhändig ihren halberwachsenen Pfliegbefohlenen, den dicken Backfischen mit den gelben Gesichtern, die Cigarretten drehte, — und die des deutschen Kaufmanns, die, wenn sie saß, wie an allen Gliedern gefesselt aussah und den Hals steif hielt, wie die Individuen einer gewissen liebenswürdigen Gattung unter dem Federvieh, die, wenn sie ging, ängstlich abgemessenen, trippelnden Schrittes hinter den Kindern herschritt, wie ein Hirt, der sein Schäfchen zur Tränke treibt, und die kein Wort zu sprechen wagte, ohne vorher mit stierem Blick ihren Herrn oder ihre Herrin angesehen und gewissermaßen die Erlaubnis zum Reden von den Augen gelesen zu haben. Nein, diese Gouvernanten, — es war zu lustig!“

Und die Marchesa lachte wieder so hell auf, daß auch den Grafen ein Anflug von Heiterkeit überkam und ein leises Lächeln über seine Züge ging.

„Die Erinnerung an die Gouvernanten scheint Sie ja selbst noch heute außerordentlich heiter zu stimmen, gnädige Frau,“ — sagte er — „Sie haben also doch einiges Ergötzen dieser Villegiatur zu danken!“

„Die Erinnerung an diese Art Menschen ist bekanntlich eher erträglich, als sich in ihrer Nachbarschaft zu befinden, bester Graf! . . . Nun wohl, ich will nicht ganz undankbar sein: ich habe doch manchmal über diese sonderbaren und an sich so verschiedenen Erzieherinnen herzlich lachen müssen!“

„Uebrigens“ — warf der Graf ein — „hätte Fräulein Serena“ —

„Die natürlich der Gegenstand aller Ihrer Aufmerksamkeit war,“ — unterbrach ihn die Marchesa mit schelmischem Aufblitzen der Augen und doch in einer Weise, als wolle sie leisen Vorwurf aussprechen. Der Graf mochte das wohl fühlen. Aber er warf ihr nur einen fast ernsten, schwer zu deutenden Blick zu und fuhr, ihre letzten Worte übergehend, fort:

„Uebrigens hätte Fräulein Serena, wie ich meine, auch etwas mehr zu unserer Unterhaltung beitragen können! Sie hielt sich

ja immer so versteckt und zurückgezogen, daß man sie hätte bei den Töchtern des Kaufmanns aus Mailand im Grafe vermuten können, wenn einem nicht bekannt gewesen wäre, daß sie“ —

„Daß sie vorzog, sich ihre Gesellschaft unter den schmutzigen Dorfbewohnern zu suchen — Mein Gott,“ — unterbrach sie sich plötzlich selbst — „wie können Sie sich darüber überhaupt noch verwundern, Graf? — Jeder Mensch hat eben seine Passionen! Und Sie wissen ja, daß das Wesen Serenas im Grunde auch hier in Venedig dasselbe ist!“

„Wenigstens in der Beziehung, daß sie mir auch hier beständig aus dem Wege geht!“ — versetzte der Graf voll Bitterkeit. „Und was die Passionen anlangt, so scheint das gnädige Fräulein jetzt eine ganz besondere zu besitzen.“

„Und diese wäre?“ — fragte die Marchesa gespannt.

„Sie wüßten wirklich nicht?“ — versetzte der Graf.

„Ich bitte, Graf,“ — warf jene wieder ungeduldig ein — „nicht so geheimnißvoll! — Sie wissen, daß ich nicht gern lange rate!“

„Es scheint mir ganz seltsam, gnädige Frau,“ — fuhr der Graf, sehr überrascht, fort, — „daß Sie, die Sie sonst ein so scharfes Auge für Ihre Umgebung haben, nicht bemerkt haben sollten, welcher ein intimer Verkehr schon seit Wochen zwischen Fräulein Serena und dem in Ihrem Hause tätigen Maler Camillo von Winter stattfindet. . . . Wäre Ihnen das wirklich entgangen, gnädige Frau?“

Er sah die Marchesa forschend an, als ob er für möglich hielt, sie stelle sich nur unwissend.

Diese aber schlug die Augen weit auf und neigte sich mit dem Ausdruck größter Ueberraschung ihm zu, indem sie sagte:

„Ich höre wirklich das erste Wort davon, — Sie scheinen ja ein wahrer Herzenskundiger zu sein, Graf! Worher wissen Sie denn das?“

„Es gehören keinerlei besondere Fähigkeiten dazu, gnädige Marchesa!“ antwortete der Graf etwas verwirrt — „Serena und der Maler haben nicht das geringste Hehl aus ihrer Sympathie für einander gemacht — —“

„Lieber Graf,“ unterbrach ihn die Marchesa, die Hand leicht auf seinen Arm legend und in ihrer Ueberraschung von vorhin merklich herabgestimmt — „Sie scheinen mir da doch mit eigentümlichen Augen gesehen zu haben. . . . Wäre es möglich, daß Sie den Verkehr zwischen Serena und Herrn von Winter schon mit eifersüchtigen Blicken bewachen?“

Es hatte sich der Marchesa unmerklich eine kleine Mißstimmung bemächtigt, die leise durch diese Frage hindurchklang; sie ließ ihre Hand immer noch auf dem Arme des Grafen ruhen und sah ihm, als ob sie ängstlich um etwas besorgt wäre und Beruhigung aus seinen Zügen lesen wollte, ins Gesicht. Der Graf aber versetzte lebhaft:

„Keine Eifersucht, gnädige Frau! — Jeder unbefangene Blick wird, so oft er die Begegnungen und Unterhaltungen der beiden zu beobachten Gelegenheit hat, wahrnehmen, daß —“

„Daß Serena für die Kunst schwärmt, bester Graf!“ — unterbrach ihn die Marchesa heftig. — „Wenn Sie die beiden so scharf beobachtet haben, so kann es von Ihnen doch wohl kaum unbemerkt gelassen worden sein, daß sich ihre ganze Unterhaltung fort und fort um Gegenstände der Kunst dreht! . . .“

„Ich sage Ihnen, Graf, mir schwirrt, wenn ich mich in ihrer Gesellschaft befinde, zuweilen ordentlich der Kopf von all dem wunderlichen Zeug, über welches Sie reden! — Ja, wenn Sie das meinen, — wenn Sie das einen intimen Verkehr nennen! . . .“

„Nein, das ist nicht alles!“ — versetzte der Graf mit komischer Wichtigkeit und scharfer Betonung der Negation. — „Ich will freilich zugeben, daß Serenas bis zu excentrischer Ausartung gesteigerte Liebhabereien dabei eine Rolle spielen, — aber ich weiß mehr, gnädige Frau, ich habe Gelegenheit gehabt, sie mit Herrn von Winter allein zu treffen — —“

„So?“ — warf die Marchesa jetzt in langgezogenem Tone dazwischen, indem sie die Hand wieder von seinem Arme herabgleiten ließ und in ihren Geberden abermals gespannte Erwartung verriet.

Für Kolonialfrage.

Von Bruno Geiser.

Uebervölkerung ist ein Gespenst, das fast alle Kannegießer, hin und wieder sogar auch einen sonst kühl urteilenden, vernünftigen Menschen arg ins Voßshorn gejagt hat. Und wenn man die Statistik der Bevölkerungsbewegung vor sich hin auf den grünen Tisch legt, die Nase tief darein vergräbt, wohl gar die Feder in die Hand nimmt und zu rechnen beginnt, wieviel Prozent auf Prozent gerechnet, Deutschland, Europa und die gesammte Erde in 50, 100, 1000 Jahren Bewohner haben möchte, dürste, sollte, ja sogar — das Einmaleins ist unerbittlich! — haben muß, — dann stehen einem wirklich die Haare zu Berge, und man begreift nicht, wo man dereinst Kartoffeln und Cichorie genug wird hernehmen können, um die milliarden Staubgeborenen wenigstens auf gut oder vielmehr schlecht erz- oder eulengebirgisch zu nähren, wenn diese Art Magentäuschung überhaupt noch „nähren“ genannt werden kann.

Eines der gelehrtesten Häuser aller Kulturvölker — der Kanzler der Universität Tübingen — Herr G. Rümelin ist einer von den mit echt deutscher Urgründlichkeit ausgestatteten Menschen, die gelegentlich das unabwiesbare Bedürfnis zu empfinden scheinen, eine Untersuchung anzustellen, ob sie bei all' ihren unergründlich tiefen Studien nicht etwa das Hantieren mit den vier Spezies verlernt haben. Bei solch' einer erspriesslichen Untersuchung entdeckte Herr Rümelin, daß Deutschland bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von nur 1 Prozent, — in Wahrheit ist die Volksvermehrung in Deutschland in neuester Zeit beträchtlicher — im Jahre 2000, also schon nach 118 Jahren nicht weniger als 160 Millionen Menschen, im Jahre 3000 etwa soviel als jetzt die ganze Erde, nämlich 1200 Millionen und im Jahre 5000 — die geehrten Leser mögen sich auf die entsetzliche Botschaft gebührend vorbereiten — 36 Milliarden Menschen haben wird. Furchtbar! 36 Milliarden! Und das schon — in Dreitausend und achtzehn Jahren?!!

Ich weiß nicht, ob es außer Herrn Rümelin noch viel Menschen gibt, die sich darüber den Kopf zerbrechen, wo unsre lieben Nachkommen in 3000 Jahren ihr tägliches Brot hernehmen werden; was mich anbelangt, so bin ich Rabenurahn genug, um mich den Teufel darum zu kümmern. Selbst die Frage, was nach der für einen großen Gelehrten lächerlich winzigen Zeitspanne von 118 Jahren das deutsche Volk essen und trinken wird, läßt mich vorläufig kühl bis ans Herz hinan. Ich denke: warum in die Ferne schweifen, sieh — das Elend liegt so nah —

Warum zerbrechen sich unsre großen Gelehrten nicht lieber mehr, viel mehr als geschieht, den Kopf darüber, wie es zu machen ist, daß wir — d. h. das Volk der Gegenwart — leidlich und geistig besser zu leben, besseres zu genießen vermögen?

Warum? Nun ich denke, — weil den Spekulationen über die Lösung der Fragen unsrer Zeit Taten auf dem Fuße folgen müßten, wenn jene Spekulationen nicht sofort als müßige, überflüssige, nichtsnutzige erkannt werden sollten, und weil unsre gelehrten Herrn Zeitgenossen sich durch etwas so ordinär Handgreifliches oder zum mindesten Augenfälliges, wie Taten sind, nicht gern ihre sublimen philosophischen oder naturwissenschaftlichen Birkel stören lassen.

Indessen, ich will nicht ungerecht sein! Grade das Schreckgespenst der Uebervölkerung hat manchen deutschen Gelehrten und, wenn ich nicht irre, auch Herrn Rümelin auf den Gedanken gebracht, daß wir uns vor dem Elend, daß da mit den kommenden Jahrhunderten über uns heranziehen wird, durch allerlei in der Gegenwart zu treffende oder anzubahrende Schutzvorkehrungen retten müßten.

Eine dieser Schutzvorkehrungen und eine der hauptsächlichsten ist die Gründung von Kolonien, über deren Notwendigkeit während der letzten drei Jahre in Deutschland viel geschrieben und gestritten worden ist.

Kolonien besitzt namentlich England in allergrößartigstem Maße; in Afrika 1½ Millionen Quadratkilometer, in Asien 2½ Millionen, in Ozeanien (Australien) fast 8 Millionen und in Amerika sogar über 9 Millionen, im ganzen 21 Millionen Quadratkilometer mit 200 Millionen Einwohnern. Nächst England sind am meisten mit Kolonien gesegnet die Niederlande, die in Asien 1½ Millionen, in Ozeanien 177 000, in Amerika 120 000, insgesammt 1 800 000 Quadratkilometer außereuropäisches Land mit 25 Millionen Menschen besitzen. Rußland ist an Flächeninhalt seiner Kolonien, beziehentlich seiner außereuropäischen Besitzungen, sehr viel reicher; hat jedoch auf 16 Mill. Quadratkilometer nur 13 Millionen Bewohner aufzuweisen. Auch Spaniens Kolonien sind fast noch einmal so umfangreich als die der Niederlande, an Bewohnern derselben haben sie aber nur 8 300 000, während Frankreich mit einem Kolonialterritorium von 615 000 Quadratkilometer 6½ Millionen Bewohner, Portugal mit 1 800 000 Quadratkilometer 3½ Millionen Bewohner und Dänemark mit 88 000 Quadratkilometer 47 000 Bewohner in seinen Kolonien zählt.

An den Kolonien wird nun als besonders vorteilhaft für das Mutterland hervorgehoben, daß sie ihm ergibige Gelegenheit zur Verwendung und möglichst lukrativer Verwertung von Kapital und Arbeitskraft geben und dadurch den „Nationalreichtum“ vermehren helfen, und daß gleichzeitig durch den beständigen Verkehr zwischen dem Mutterlande und den Kolonien durch Kaufleute, Gewerbetreibende aller Art, Techniker und Militär aller Grade der geistige Horizont des Volkes erweitert, somit auch unmittelbar ein nicht zu unterschätzender geistiger Gewinn eingehemst wird.

Dies gilt vorzugsweise von den Handelskolonien, indes den Ackerbaukolonien nachgerühmt wird, daß sie dem Mutterlande die bequeme Möglichkeit gewähren, den daheim notleidenden Volksschichten ein ihrer Hände Arbeit fruchtbar machendes Tätigkeitsgebiet anzuweisen, auf dem nicht fremde Völker den Rahm der Steuern und aller denkbaren Handelsprofite abschöpfen.

Das ist nun im Grunde richtig; nur einige kleine Haken, die in die Rechnung ein Loch reißen können und weiter unten berücksichtigt werden sollen, dürfen nicht außer acht gelassen werden.

Wie wichtig Kolonien für das Mutterland sind, muß sich an England und den Niederlanden leicht nachweisen lassen.

Die Engländer sind das erste Handelsvolk der Welt. Sie halten mehr als den fünften Teil des gesammten Welt Handels in ihren Händen, während von Deutschland, Frankreich und Nordamerika bis jetzt jedes nur den zehnten Teil des Welt Handels sich zu erobern vermochten.

Diese hervorragende Stellung im Welt Handel, welche den Engländern jahraus jahrein rund etwa eine Milliarde Mark Handelsprofit einbringt, haben sie zum weitaus größten Teil ihren Kolonien zu danken.

Die Zahlen des Austausches von Handelsartikeln zwischen England und seinen Kolonien verbreiten darüber ausreichend Licht. Im Jahre 1880 führte England von Britisch-Nordamerika, Australien und Britisch-Indien Waaren ein im Werte von rund 1½ Milliarden Mark und führte nach diesen seinen überseeischen Territorien Waaren aus im Werte von rund 1¼ Milliarden.

An diesen Handelsartikeln profitiren nun die Händler und Fabrikanten Großbritanniens oft doppelt und dreifach, zuweilen in noch viel höheren Graden, insbesondere an den Einfuhrwaaren, die es zu sehr erheblichem Teile nicht selbst verbraucht, sondern entweder nur verhandelt, wie Kaffee, Tee u. s. w., oder verarbeitet, wie z. B. die Baumwolle.

Welch' riesigen Nutzen die Engländer aus ihren Kolonien zu schlagen wissen, dafür nur ein Beispiel. Im Jahre 1879

wurden von dem Hauptexportartikel Englands, den Steinkohlen, 578 000 Tonnen (die Tonne zu 1000 Kilogramm) nach Indien verladen, deren Wert nach den Zollregistern in England $5\frac{1}{2}$ mill. Mark betrug. Als die Steinkohlen in Indien angekommen waren, stellte sich nach den Angaben der indischen Zollbehörde ihr dortiger Wert auf nicht weniger als 18 Millionen Mark, — somit hatten die Versender ohne die geringste Bemühung, alle Transportkosten abgerechnet, mehr als das Sümmdchen von 10 Millionen Mark, d. s. so ziemlich 200 Prozent, profitirt. Damit war aber das Geschäft noch nicht zu Ende. Die Steinkohleneporteur kauften für ihre 18 Millionen Mark 60 000 Tonnen Jute (spr. Dschuth), jener zu allerlei Gespinnsten und Geweben brauchbaren indischen Bastfaser: und diese 60 000 Tonnen repräsentirten in England einen Wert von nahezu 22 Millionen Mark. Damit waren also an einem Exportartikel im Werte von $5\frac{1}{2}$ Millionen, zum mindesten 13 Millionen Mark rein profitirt.

Kolonien als Bezugsquellen für Rohstoffe und Waaren, welche ein Land nicht selbst besitzt oder ein Volk nur unter viel ungünstigeren Bedingungen zu produziren und zu fabriziren vermag, — Kolonien als Absatzgebiet für Rohstoffe, die ein Land im Ueberfluß besitzt und für Waaren, die ein Volk in einem seine eigenen Bedürfnisse weit überbietenden Maße unter günstigen Bedingungen zu produziren vermag, sind also offenbar von sehr großer Bedeutung für jedes Land und jedes Volk.

Schon aus diesem Grunde hätten die leitenden Kreise in Deutschland seit langem überseeische Ländereien zu erwerben und dort lebenskräftige Kolonien anzulegen erachten müssen. Die Zersplitterung Deutschlands, die Vielköpfigkeit seiner Herrscher, die nichts weniger als ein Hindernis daran war, daß Deutschland sehr oft und in sehr vielen Beziehungen völlig kopflos regiert wurde, haben bis in die neueste Zeit an der Erwerbung von Kolonialbesitz gehindert.

Im 19. Jahrhundert hat sich nun noch ein weiteres Moment dafür besonders fühlbar gemacht. Das ist der mächtige Auswanderungsdrang der Deutschen, mit dem die hervorragende Befähigung des deutschen Volkes für die Zwecke der Kolonisation — für Urbarmachung von Wüste und Waldland, für Ackerbau und Viehzucht, für Akklimatisirung und Einlebung in fremde Verhältnisse, Lebensgewohnheiten und Sitten Hand in Hand geht.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die durch Deutsche bewirkten Kolonisationen größerer Landeskomplexe.

Schon seit dem 12. Jahrhundert siedelten sich Deutsche, dem Rufe ungarischer Könige folgend, in Siebenbürgen, in den oberungarischen Karpaten und den an Oesterreich und Steiermark grenzenden Landstrichen Ungarns an. Nebenbei entstanden noch mehrere deutsche Städte in sonst ungarischen Landesteilen, so z. B. Ofen. Am Ende des 17. Jahrhunderts ward durch die österreichischen Heerführer, welchen es gelungen war, die Türken zu vertreiben, wiederum ein großer Auswanderungsstrom nach Ungarn gelenkt. In der Umgegend von Pest und Ofen, im bakonyer Wald und dem Vertesgebirge, auf der Donauinsel Czezet und in den Komitaten Tolna und Baranya wurden deutsche Bauern sesshaft.

Unter Maria Theresia begannen von neuem großartige Kolonisationen durch Deutsche. Nach dem siebenjährigen Kriege wurden in das eben erst den Sümpfen abgerungene Banat, sowie nach der Bacska und noch einigen anderen Gegenden 400 000 deutsche Bauern, zumeist Schwaben, verpflanzt, und 1872 zog Joseph II. noch 40 000 Schwaben nach der Bacska. Dies war die letzte größere Einwanderung Deutscher in Ungarn, von den 1500 württembergischen Schwaben abgesehen, die im Jahre 1846 ins siebenbürgische Sachsenland einzogen.

Gegenwärtig hat Ungarn 4 große Gruppen deutscher Ansiedlungen aufzuweisen: die der Sachsen und Landler in Siebenbürgen, ungefähr 235 000 Köpfe stark, die der Schwaben im Banat, in der Wojwodina und den Nachbargespanschaften mit der Zahl von 700 000 Köpfen, ferner die der Deutschen, auf ungefähr 500 000 Köpfe zu schätzenden Ansiedler zwischen der österreichischen Grenze und der Donau bei Pest und die Deutschen im Slowakengebiete, etwa 100 000 Seelen zählend.

An Bewohnern zahlreiche und an Land ausgedehnte Kolonien finden wir auch in Rußland. Im Gouvernement Samara werden 80 000, in Cherson 50 000, in Saratow 40 000, in Taurien 27 000, in Bessarabien 22 000, in Zekaterinoßlaw 20 000, in St. Petersburg 4000, in Transkaukasien 3000, in Drenburg 1500 und in Stawropol 1000 Deutsche gezählt. Außerdem sind über die baltischen Provinzen eine große Menge kleiner deutscher Ortschaften verstreut. Im ganzen wird die Zahl der Deutschen in Rußland auf 400 000 geschätzt.

Ist schon die nach dem europäischen Osten und Südosten gerichtet gewesene Auswanderung eine sehr beachtenswerte, so erweist sich die nach dem außereuropäischen Westen gerichtete als eine geradezu kolossale. In dem wenig über ein halbes Jahrhundert umspannenden Zeitraum von 1815—79 wanderten ungefähr 4 Millionen Deutsche aus und davon gingen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 3 600 000. Diese sehr große Anzahl Deutscher hat sich in den Staaten Missouri, Wisconsin, Minnesota, Illinois, Ohio, New-York, New-Jersey, Maryland, Nordcarolina und im Mississippibecken, in den letzten Jahrzehnten auch in Kansas, Texas und Nebraska angesiedelt, und zwischen 400 000 und 500 000 wohnen in den großen Städten der Union, hauptsächlich in New-York, Philadelphia, St. Louis, Chicago und Cincinnati.

Auch in Südamerika, vorzüglich in den Sübprovinzen Brasiliens wie in Argentinien, Uruguay, Chile u. s. w., sind Deutsche in größerer Zahl vertreten. In Brasilien allein wohnen ungefähr 200 000.

Es ist klar, daß diese Millionen Deutscher, welche sich durch Axtstelligkeit und Arbeitsamkeit vielfach zu Wohlstand und Reichtum emporgeschwungen haben, dem Mutterlande von unberechenbarem Nutzen sein würden, wenn sie mit ihm in unmittelbarem Verkehr geblieben wären. Ist doch schon durch die einfache Tatsache ihrer Auswanderung Deutschland um einen beträchtlichen Teil seines Nationalvermögens gebracht worden, da ja zumeist nicht diejenigen auswandern, welche garnichts besitzen, sondern die, welche wenigstens noch ein kleines Kapital zuzusetzen haben und auf dessen gewinnbringende Verwertung in einem mit Arbeitskräften nicht so gar überfüllten und mit herrenlosen oder billig zu erwerbenden Landstrecken ausgestatteten Kontinente rechnen.

Mit gutem Grunde schätzt der mit Recht hochangesehene Statistiker Engel die Durchschnittssumme, welche mit jedem Auswanderer Deutschland entzogen wird, auf 2000 Mark, was einen Kapitalverlust von etwa $1\frac{1}{2}$ Milliarde Mark für die letzten 30 Jahre gleichkommt. Und den Gesamtverlust — seit dem Beginn der Auswanderung nach Amerika im Jahre 1682, einschließlich der Erziehungskosten und der materiellen Arbeitskraft der Ausgewanderten — berechnet Ernst v. Weber auf die ungeheure Summe von 23 Milliarden Mark, eine gradezu riesige Einbuße, welche dadurch, daß stets ein Prozentsatz der Ausgewanderten — aber nur ein sehr geringer — mit dem auf fremdem Boden erworbenen Vermögen ins Vaterland zurückkehrt ist — nur um ein sehr Geringes vermindert wird.

In allerneuester Zeit nun ist eine Teilung der Welt im Werke, welche es für Deutschland auf das allerdringendste geraten erscheinen läßt, schleunigst seine Maßregeln zu ergreifen, wenn es überhaupt Kolonien von bedeutenderem Umfange und hoffnungsvoller Zukunft erwerben und wenn es dereinst dem Konzert der Weltmächte ebenso angehören will, wie heut dem der europäischen Großmächte.

Wie hohe Zeit es in dieser Beziehung ist, für Deutschland zu handeln, zeigt auf das deutlichste eine ziemlich umfangreiche Abhandlung eines Sachverständigen, des bekannten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs, die im diesjährigen Septemberheft von Gottschalls „Unsre Zeit, Revue der Gegenwart“, veröffentlicht ist. Dieselbe trägt den Titel „Welche Länder können Deutsche noch erwerben?“ und karaktisirt die zu deutschen Kolonisationszwecken brauchbaren Länder in einer jedenfalls im ganzen völlig zutreffenden Weise.

In möglichst gedrängtem Auszuge sei hier das Wichtigste aus der Rohlfs'schen Arbeit wiedergegeben.

strecken birgt, ist Afrika. Von dem ungeheuer ausgedehnten, bisher noch an keine Kulturmacht vergebenen Innern werden die eroberten Saharaöasen an Frankreich, als dem Herrn von Algier und Tunis, fallen, während Fesän einst der Macht angehören wird, welche sich Tripolitaniern zueignet. Dagegen seien die reichen Länder Nadai, Bagerons, Voru, Sokota wie die südlichen gelegenen Negerstaaten von jeder europäischen Herrschaft noch völlig unabhängig. Um sich jedoch derselben zu bemächtigen, bedarf man notwendig herrenloser Meeresküsten, und deren gebe es in Afrika nur noch sehr wenige. Auch die noch bis in die neueste Zeit freie Goldküste sei seit 1874 ganz englisch. Dafür sei allerdings die lange Küste zwischen Rue und Senegal zu haben, hinge aber mit keinem zur Kultivierung geeigneten Hinterlande zusammen.

Die Berichterfasser im englischen Parlament.

Biermal wöchentlich hält das Haus der Gemeinen, dieser linke Lungenflügel des englischen Parlamentskörpers, seine Sitzungen ab, welche in der Regel Nachmittags gegen vier Uhr beginnen und bis gegen zwei bis drei Uhr am nächsten Morgen währen. Wenige Stunden später erscheinen die Morgenblätter und alle bringen brühwarmer Berichte über die letzte, kaum beendigte Sitzung, und nicht etwa dürftige Mitteilungen, mager, wie die sieben dürren pharaonischen Röhre, sondern fetter, ausführlicher, mit photographischer Treue wiedergegebene Berichte, die es sich in den Spalten der Riesen-Zeitungen wie auf einem bequemen Sopha wohl sein lassen. Wohlgefällig ruht der Blick des Abonnenten auf diesem ergiebigen Weideplazze seines parlamentarischen Hungers, der bald vollste Befriedigung findet; kein Grasälmdchen läßt er stehen, und je nachdem er dieser oder jener Partei angehört, unterbricht er seine Lektüre nur bald mit Ausrufen des Beifalls, bald mit solchen des Tadels oder gar der Entrüstung. Die wenigsten indes, welche sich auf diese Weise behaglich in die Parlamentsberichte vertiefen, haben eine Ahnung von dem Apparat, welcher fortwährend in Tätigkeit sich befinden muß, um die zauberhafte Schnelligkeit, welche das Heer der gesprochenen Worte in Lettern und Buchstabenwörter verwandelt, zu ermöglichen — ein Apparat, in welchem der Berichterfasser die erste Stelle einnimmt. Mit diesen ehrenwerten Herren unsere Leser näher bekannt zu machen, ist der Zweck der nachstehenden Skizze.

Unter einem Berichterfasser, wie sie die großen englischen Zeitungen nach beiden Häusern des Parlaments entenden, stelle man sich vor allem nicht etwa jene Reporter gewöhnlichen Schlages vor, welche ihr Dasein mit dem Einheimischen von Stadtklatsch füllen, die von Unglücksfällen, wie der Chirurg von Knochenbrüchen, leben und die in ihren Berichten oft noch mehr wüten, als das entfesselte Element, dessen jüngste Untat sie schildern. Der Mann, der über Parlamentsitzungen berichtet, genießt Achtung und hat Anspruch auf Achtung. Nicht wenige dieser Männer folgen während der Tageszeit noch einem andern Berufe, indem sie etwa als Rechtsanwältler oder als Berichterfasser an Gerichtshöfen tätig sind oder sich mit literarischen Studien und Arbeiten beschäftigen. Man hat Beispiele, daß ihnen eine glänzende Laufbahn sich erschloß. Wir führen nur den verstorbenen Lord Campbell an, der sich bis zum Lord-Hauptrichter (Lord Chief Justice) emporzuschwang, und an den bekannten Novellisten Charles Dickens. Zwei bis drei ehemalige Parlaments-Berichterfasser stehen an der Spitze ausgedehnter kommerzieller Unternehmungen, wie Eisenbahngesellschaften und dergleichen, und noch andere sitzen im Hause der Gemeinen. Keiner von ihnen schämte sich noch je, der Gallerie der Berichterfasser angehört zu haben; denn diese ist, wie gesagt, ein Institut, welches England, seinem Parlament und der englischen Presse zur höchsten Ehre gereicht.

Die Berichterfasser sind, mit sehr seltenen Ausnahmen, außerordentlich geschickte Stenographen und so gewandt, daß sie jedes gesprochene Wort ebenso schnell niederzuzichnen vermögen, wie es gesprochen wird. Es hat sogar Männer unter ihnen gegeben, welche vermittelt eines riesenhaften Gedächtnisses aus nur wenigen niedergeschriebenen charakteristischen Wendungen später stundenlange Debatten Wort für Wort wiederzugeben imstande waren. Ein solches, fast wunderbares Gedächtnis, verbunden mit Talent und Kenntnissen, besaß ein gewisser Wordsfall, der erste von allen parlamentarischen Berichterfassern. Dieser pflegte vor hundert Jahren, als das Parlament noch keine Referenten duldete, als einfacher Zuhörer auf der Gallerie zu sitzen und hierauf, mit Hilfe seines kolossalen Gedächtnisses, die wichtigsten Debatten zu Papier zu bringen. Gegenwärtig, wo eine eigene Gallerie für die Referenten eingerichtet ist, welche alle Bequemlichkeiten bietet, bedarf der Berichterfasser weniger eines gewaltigen Gedächtnisses, als vielmehr schneller geistiger Auffassungskraft.

Werfen wir hierbei einen Blick auf die verschiedenen Arten des Referirens. Die Reden der Kabinettsminister und der einflussreichsten Mitglieder des Hauses werden meist Wort für Wort wiedergegeben. Nichts wird verändert, nichts umgestaltet, nicht einmal die grammati-

Auf der ganzen Westküste sei nur noch die Kameroonküste und die Nigermündung herrenlos. Obgleich die erstere an sich für Kaufleute wenig Anlockendes habe, so wäre doch auf der Höhe des Kameroongebirges fruchtbares Land zu finden, und von hier aus stände der Zugang nach einem Hinterlande frei, das an Fruchtbarkeit Indien gleichkäme.

Was die Nigermündungen anlange, so seien diese zwar ungesund sumpfig und häufig mächtigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber der Boden sei fruchtbar und liefere jetzt schon Ingwer, schwarzen und roten Pfeffer, Indigo, Baumwolle und Gummi und trage auch den sehr nützlichen Butterbaum.

(Schluß folgt.)

kalische Form. Minder bedeutungsvolle Reden werden nur im Auszuge gegeben, um Zeit und Raum in Platte zu sparen. Es heißt dann z. B., der Redner oder das ehrenwerte Mitglied des Hauses war nicht dieser Meinung, u. dgl., und jeder Leser weiß sofort, daß er eine verkürzte Rede vor sich hat. Es ist jedoch dem Referenten nicht gestattet, seiner persönlichen Ansicht über diese oder jene geäußerte Meinung in seinen Berichten irgend welchen Ausdruck zu verleihen, und wäre es durch Einschlebung eines einzigen Wortes; auch halten es alle jene Männer, welche im Auftrage der Londoner Tagesblätter über die Debatten des Ober- und Unterhauses berichten, für einen Ehrenpunkt, sich ihres persönlichen Urteils in den betreffenden Referaten ganz zu begeben, und der strengen Beobachtung dieses Grundsatzes verdankt die englische Tagespresse ganz besonders ihren hohen Charakter. Die einzige den Referenten zustehende Befugnis ist, wie bereits erwähnt, die weniger bemerkenswerten Reden nur ihrem Inhalt nach wiederzugeben. Es ist dies eine durchaus notwendige Befugnis; denn kämen alle Reden ihrem Wortlaute nach zum Abdruck, so böte der ganze gewaltige Doppelbogen der Times, zusammen mit der Supplementausgabe, kaum hinreichenden Raum für die während einer einzigen Nacht in beiden Parliamentshäusern gehaltenen Reden dar. Hauptsächlich kommt es für den Berichterfasser also darauf an, den Gedankengang der Reden ebenso rasch zu überblicken, als sie gesprochen werden, um so eine zweckentsprechende Auswahl treffen zu können. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird niemand verkennen; denn während einer Rede darf die anstrengende Aufmerksamkeit nicht für einen Augenblick unterbrochen werden. Das wörtliche Stenographieren erfordert zwar Gewandtheit, doch nicht — als rein mechanische Arbeit — die erschöpfende Tätigkeit des Geistes, die sich in dem Referieren dem Hauptinhalt nach notwendig macht.

Mit der stenographischen Niederschrift hat der Berichterfasser seiner Pflicht noch nicht in ihrem Umfange genügt; es gilt zunächst, die gemachten Notizen in gewöhnlicher Schrift für den Druck genau zu kopieren, also die stenographischen Zeichen in Schriftworte zu verwandeln. Ein wirklich guter Berichterfasser besitzt in beiden Fächern gleiche Gewandtheit. Da das Kopieren natürlich viel langsamer vonstatten geht, als die stenographische Niederschrift, so wechseln, um keine Unterbrechung eintreten zu lassen, die Berichterfasser mit einander ab, was in der Regel alle zwanzig Minuten geschieht. Während demnach die einen kopieren, nehmen andere Berichterfasser ihre Plätze auf den Gallerien ein, von denen dort jeder gleichfalls zwanzig Minuten verweilt, um dann auch seinerseits abgelöst zu werden und seine stenographischen Notizen in gewöhnliche Schrift zu überzetzen. Die Hauptaufgabe ist, die Druckerei keinen Augenblick außer Tätigkeit kommen zu lassen, damit der Satz so rasch als möglich vollendet wird. Nachdem der Berichterfasser seine Kopie zu Stande gebracht und in die Druckerei geschickt hat, kehrt er auf die Gallerie zurück, um wieder stenographische Notizen zu sammeln.

Jedes der großen Morgenblätter hat nicht weniger als sieben Berichterfasser in beiden Häusern des Parlaments. Im ganzen mögen es an hundert Personen sein, denen das Recht zusteht, die Gallerie hinter dem Stuhle des Sprechers zu benutzen. Die ganze Vorderseite dieser Gallerie, welche sich an der oberen Seite des Hauses hinzieht, ist in eine Anzahl kleiner Logen abgeteilt, deren jede ein Pult und einen Sitz für eine Person, sowie hinter diesem Sitz eine Tür enthält. Der Beamte, unter dessen Aufsicht alle Räumlichkeiten des Hauses stehen und der ihre Benutzung kontrolliert, hat dafür Sorge zu tragen, daß jede dieser Logen gleich einem Kirchenstuhl einem der täglich erscheinenden Londoner Blätter zur Verfügung bleibt. Der eben amtierende Berichterfasser sitzt in seiner Loge und unmittelbar dahinter sein demnächstiger Nachfolger, um ihn in dem Augenblicke, in welchem nach der großen Uhr an der entgegengesetzten Wand des Hauses seine Zeit abläuft, durch eine Berührung an der Schulter hiervon zu benachrichtigen und abzulösen.

Die Ueberschreibungen finden seit zehn Jahren im Parlaments-

Gebäude — Westminster-Palast — selbst statt. Im ganzen kann man sagen: es gibt in ganz England kaum eine andere Menschenklasse, welche ihrem Berufe pünktlich, ausdauernder und gewissenhafter oblag, kaum einen Beruf, der die Verdienstkräfte und Nerven härter abspannte, als das stenographische Notieren nach mündlichem Redevortrage. Wie kein anderer strengt der Beruf eines parlamentarischen

Berichterstatters Geist und Körper an; es ist etwas ganz gewöhnliches, daß ein und derselbe Referent drei- oder sogar viermal auf zwanzig Minuten, ja eine halbe Stunde seinen Sitz in der Loge einnehmen muß, so daß er zehn oder zwölf Stunden lang hintereinander zu arbeiten hat, während welcher Zeit ihm höchstens einige Minuten übrig bleiben, um eine hastige Erfrischung zu sich zu nehmen. D. U.

Ein Engelmacher.

Wer hat nicht von jenen Frauen gehört, die — in England, den Vereinigten Staaten, Frankreich und leider auch Deutschland — den entsetzlichen Beruf verfolgen, die ihnen anvertrauten Säuglinge und Kinder — bald mit, bald ohne Zustimmung der Eltern — zu „Engeln zu machen“, d. h. ohne Umschreibung: zu mordern! Die armen Dinger, deren Leben an einem Faden hängt, aus der Welt zu schaffen, ist ja sehr leicht. Etwas unpassende Nahrung, ein Spaziergang bei Ostwind, — das genügt; und erweist die Natur der auserlesenen Opfer sich als zu zähe, nun, so vollbringt systematische Mißpflege das Mordwerk, und zwar dergestalt, daß nur in den seltensten Fällen ein juristischer Schuldbeweis erbracht werden kann. Tausende und tausende von menschlichen Wesen werden auf diese Weise an der Schwelle des Lebens unbarmherzig getödet.

Weit mörderischer als alle Engelmacherinnen ist aber ein einziger Engelmacher, der seit Jahrzehnten sich in England herumtreibt, von Haus zu Haus schleichend, die Kinder in der Wiege erwürgend — und der nun auch in Deutschland seine furchtbare Arbeit begonnen hat. Wir meinen jenen als „Wohltat der Mütter und Kinder“ gepriesenen Schlafstrunk, der lange Zeit unter dem Namen Godfrey's Cordial bekannt war, neuerdings aber, gleich andern Mördern, sich hinter allerhand falschen Namen und Titeln zu verstecken sucht.

Wer wissen will, welche Verheerungen dieser aus Opium und Syrup gebrauchte Giftrank schon angerichtet hat, der muß die Verhandlungsberichte der englischen Parlamentskommissionen lesen, welche sich zur Zeit der *Reynolds's Bill*-Agitation mit den „Zuständen der Fabrikbevölkerung und den Uebeln der langen Arbeitszeit“ beschäftigten. Grauenhaftes kam da zu Tag. Wie junge Mütter, die in der Fabrik arbeiten, um den Lohn nicht zu verlieren, von Morgens früh bis zum Mittag, und dann nach kurzer Pause wieder bis spät in die Nacht, häufig auch ohne Speise, von Morgens wenn der Hahn kräht bis tief in die Nacht hinein, ihre Säuglinge verlassen und ohne Aufsicht allein lassen, und ihnen, damit sie inzwischen „ruhig“ bleiben, den vermeintlichen Labetrunk eingeben. Wie die Kinder ihn gierig einsaugen, wie sie von Tag zu Tag besser und fester schlafen, und wie bald ein Tag kommt, wo der Schlaf so fest ist, daß sie nicht mehr aufwachen. —

Die erschrockenen Parlamentsmitglieder stellten fest, daß dieser Gebrauch der Kinderreligie und Cordials sich nicht auf vereinzelte Districte beschränkte, sondern in sämtlichen Fabrikbezirken des Landes ganz allgemein ist, und daß die Zahl der Opfer garnicht zu berechnen. — Wenn je die Wahrheit des Wortes: „Der Schlaf ist der Bruder des Todes“ eindringlich und greifbar demonstrierbar worden ist, dann durch diesen Schlafstrunk, der in Wahrheit ein Todesstrunk war und ist. Ist denn er ist noch in voller Tätigkeit und verrichtet noch immer sein Mordwerk.

Leider hat das englische Parlament in dieser Sache nicht die gehörige Energie bewiesen. Wohl hat es — wesentlich durch die Enthüllungen über den mörderischen Schlafstrunk bestimmt — die Zeitdauer der Kinder- und Frauenarbeit herabgesetzt, um den Müttern die sorgsame Pflege ihrer Kinder zu ermöglichen; wohl hat es die Kontrolle des Verkaufs von Giften, und namentlich von Opium, verschärft, doch das ist auch alles, und es reicht nicht aus. Wird der Giftrunk unter dem einen Namen verfolgt, so nimmt er einen anderen an; die Ingerdienzen werden etwas verändert — das tödtliche Opium aber bleibt.

Von einer englischen Zeitschrift wird die Zahl der Opfer seit 1830, also innerhalb des letzten halben Jahrhunderts in runder Summe auf eine million veranschlagt. Und, wer die Verhältnisse kennt, wird dies nicht als übertrieben bezeichnen.

Gatten wir nicht Recht zu sagen, daß dieser eine Engelmacher mörderischer sei, mehr Morde auf dem Gewissen habe, als alle Engelmacherinnen von Profession zusammengenommen?

Und dieser Engelmacher ist jetzt unter uns. Zum Glück hat er hier und da bereits die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich gelenkt. So lesen wir in den Leipziger Blättern:

Bekanntmachung.

Es ist ermittelt worden, daß in manchen Gegenden des Landes der ungesetzliche Vertrieb einer, den vorgenannten Untersuchungen zufolge stark Opium haltenden, Tinktur unter dem Namen „schmerzstillende Kindertinktur“ oder nur „Kindertinktur“ sowohl durch händlerische Händler — die sogenannten Königseer — als sonst in beträchtlichem Umfange stattfindet und daß namentlich auch Hebammen die betregte Tinktur verwenden.

Da der Gebrauch dieser Tinktur, wenn er ohne ärztliche Verordnung stattfindet, erhebliche und ernste Gesundheitsgefährdungen im Gefolge haben kann, der Vertrieb der Tinktur aber nach Maßgabe der kaiserlichen Verordnung vom 4. Januar 1875 nur in Apotheken, und

zwar, mit Rücksicht auf die starkwirkenden Eigenschaften derselben, unter Ausschluß vom Handverkauf stattfinden darf, auch die Tinktur nicht zu denjenigen Heilmitteln gehört, deren Verordnung und Anwendung den Hebammen nach § 14 der revidirten Hebammenordnung vom 8. Mai 1872 gestattet ist, warnen wir in Folge höherer Verordnung ernstlich vor der Verwendung der fraglichen Tinktur im hiesigen Stadtbezirk und werden in vorkommenden Zuwiderhandlungsfällen mit allem Nachdruck einschreiten und die Bestrafung der Kontravenienten in Gemäßheit der Vorschriften in § 367, sub 3 des Reichsstrafgesetzbuches, bez. in § 10 der Einführung einer revidirten Hebammenordnung betreffenden Verordnung vom 8. Mai 1872 veranlassen.

Leipzig, den 12. Oktober 1882.

Der Rat der Stadt Leipzig.

Dr. Georgi.

Richter.

Das ist recht! Wir wollen wünschen, daß das Beispiel der Leipziger Stadtbehörden überall Nachahmung finden möge, und daß die Staatsregierungen eingreifen! Soll aber das Eingreifen von Erfolg sein, so müssen die Behörden vom Publikum unterstützt werden. Wir haben die Gefahr in ihrer Größe gezeigt. Mütter seid auf der Hut!

L.

Die Termen des Caracalla. (Bild f. S. 116 u. 117.) Mit dem Baden, sagt ein Volksschriftsteller, muß es seine eigene Bewandnis haben. Hier sehen wir einen Schmeerbauch, in der Hoffnung, daß das Wasser „zehrt“, seinen übermäßig genährten Bauch den Wellen anvertrauen, um mager zu werden. Neben ihm erbliden wir einen hageren, bleichen Mann, der mit Reid auf die Fülle seines Nachbarn blickt und das Bad benutzt, um das Defizit seines schwächlichen Kadavers zu deden. Dort geht ein Beamter, ein Gelehrter ins Wasser, um seinen steif gewordenen Leib anzuregen, und ihm folgt ein Arbeiter, der seine Glieder den ganzen lieben langen Sommertag mit Energie und in Schwelge seines Angeichts gerührt hat. Da klagt einer über Schläfrigkeit und Trägheit in den Gliedern und hofft durch ein Flußbad aufgeweckt zu werden, und neben ihm versichert ein anderer, daß er die ganze Nacht in Schlaflosigkeit zubringen müßte, wenn er nicht jeden Abend ein Bad nähme. Dem einen sitzt es im Kopf, dem andern in den Beinen und beide gehen ins nasse Element, um sich da Gesundheit zu holen. Und zwischen diesen, welche die entgegengesetzten Wirkungen vom Bade erwarten, wimmeln völlig Gesunde umher, um sich im Wasser zu tummeln und auf den Wellen umherzuschwimmen aus purer frischer Lebenslust. Das erklärt sich aber ganz einfach daraus, daß das Bad den Stoffwechsel erheblich befördert, die Lebensflamme läutert, daß sie heller und schöner lodern kann. Darum ist das Bad eine Panacee, eine Universalmedizinen für Kranke wie für Gesunde. — In den ältesten Zeiten wußte man nur von Fußbädern. Bei fortgeschrittener Kultur dachte man darauf, den wohlthätigen Genuß in die Wohnungen zu verpflanzen, und bald folgten öffentliche Bäder und Mineralquellen, um welche sogar ganze Dörfer und Städte entstanden. Von keinem Volk aber wurde das Bad so kultiviert wie von den alten Römern. Seit der Zeit, wo Rom anfang, mit den griechischen Sitten bekannt zu werden und sich zur Welthauptstadt aufzuschwingen, verwendeten die Römer besondere Sorgfalt auf die künstlich zugerichteten warmen Bäder, die Balnea und Termen. Der Gebrauch warmer Bäder wurde in Rom üblich und immer mehr zum Bedürfnis für jedermann, für Männer und Frauen, für die höheren Stände wie für die niederen, wie es scheint, seit der Zeit des zweiten punischen Kriegs. (Vender, Rom und römisches Leben.) Die großartigsten Termen aber datieren aus der Zeit des Augustus. Sie enthielten außer einer vollständigen, allen raffinierten Bedürfnissen und Liebhabereien genügenden Vadeeinrichtung auch die nötigen Anstalten für Leibesübung und Spiele. Dies waren die eigentlichen Luxusbäder. Immer weicher und raffinierter wurde die Ausstattung, und so wurden diese Bäder allmählich der Mittelpunkt eines Genußlebens, bei welchem der sanitäre Zweck zurücktrat und welches die Korruption mehr als irgend eine andere Sitte des Gesellschaftslebens beförderte. Die Bäder wurden zu Tummelplätzen der Weichlichkeit, Ueppigkeit und Ausschweifung. Ein altes Distichon lautet:

Balnea, Vina, Venus corrumpt corpora nostra,
At vitam faciunt Balnea, Vina, Venus.

Bäder und Liebe und Wein zerstören uns unsere Leiber,
Aber das Leben es ist Bäder und Liebe und Wein.

Da auch Frauen in den Bädern erschienen, so wurde das Bad neben Theater, Zirkus und andern öffentlichen Orten nach Ovids Angabe als passende Gelegenheit für ein Rendezvous benützt und allmählich war das gemeinsame Baden beider Geschlechter ganz gewöhnlich geworden.

Die großartigsten und prachtvollsten Termen Roms waren diejenigen, welche der Kaiser Caracalla (eigentlich M. Aurelius Antonius,

211—217, auch Caracallus genannt, weil er den gallischen, bis auf die Knöchel herabgehenden Mantel, aus verschiedenen Stüden und Zeugen von verschiedener Farbe bestehend und von den Galliern caracalla genannt, bei den Römern einführt) in dem Thal zwischen Cälius und Aventinus anlegte und 216 einweihete, wozu dann die Lukenwerke, Mauern und Hallen von den folgenden Kaisern errichtet wurden. Von diesen mit allem erdenklichen Luxus in Marmor und Mosaik, in Wandbekleidung und Freskogemälden, mit Säulen und Gesäulen von den verschiedensten Farben, mit den kostbarsten Badewannen und den schönsten Stulpturwerken ausgestatteten Termen geben noch jetzt die riesigen Räume mit den weiten Wölbungen und Hallen und den zahllosen Kammern und Gemächern Zeugnis. Unser Bild gewährt einen Einblick in eine dieser prächtigen Hallen und in das Leben und Treiben, welches sich darin abspielte. St.

Samojedische Frauen. Man könnte nicht gerade behaupten, daß sie holdselig aussehen, die beiden Samojedenweiber (Illustration S. 121), wenigstens sie vielleicht geeignet sind, das Herz der liebeblühenden Jünglinge ihres Stammes schneller schlagen zu machen. Sowohl der Taille, die zweifellos nicht geknürt ist, wie die Pierlichkeit der Füße läßt bedeutend zu wünschen übrig. Auch der Teint dürfte nicht besonders anziehend sein; nur hat die schmutzig-braungebe Hautfarbe die Eigenschaft, daß sie die jungen Samojedinnen ebenso häßlich macht wie die alten, daß man sonach das Alter nicht so leicht erkennen kann, ein Umstand, um den manche europäische Dame die Samojedinnen beneiden wird. Da die Samojedinnen sehr früh reif sind — die Mädchen sind schon mit dem zwölften Jahre mannbar — so beginnt auch ihr Elend schon früh, denn diese armen breitmäuligen, langohrigen, borstigen Geschöpfe mit ihren Feskröden, ihren Hermelinmützen und ihren Renntierhautstiefeln werden von dem „stärkeren Geschlecht“ auf die brutalste und barbarischste Weise behandelt. Die Renntiere, welche bekanntlich für die Samojeden das Wichtigste auf der Erde sind — denn sie geben ihnen Nahrung, Wohnung, Kleidung und tragen ihnen die Lasten — werden von den Herren Samojeden unter Umständen besser behandelt als die Frauen. Die Frauen stehen überhaupt mit den Haustieren so ziemlich auf einer und derselben Stufe, was ihre Behandlung und Beschäftigung anbelangt. Man sieht hier wieder, wie wahr es ist, daß man die Kulturhöhe eines Volkes an der Behandlung erkennen kann, die seinen Frauen widerfährt. Die Samojeden stehen natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe und sind im Aussterben begriffen, wie das bei manchen Völkern vorkommt, die ihren Aufenthalt weit nördlich oder südlich, gegen die Polargegenden hin, haben. Die Samojeden mögen heute noch 15,000 Köpfe zählen. Die eine unserer samojedischen Schönen, die einen für die Eigentümlichkeiten ihrer Nation sehr kleinen Mund besitzt, scheint ziemlich verdrossen zu sein; wahrscheinlich hat ihr biederer Ehegatte ihr verboten, gewisse Stellen der ärmlichen Hütte zu betreten, wie es bei den Samojeden Gebrauch ist, da sich diese, wie andere Völker, den ohnehin engen Aufenthaltsraum durch unnütze Gepflogenheiten noch unerträglich zu machen suchen. Der Samojede betrachtet seine Ehehälfte als „unrein“, und vielleicht gehören unsere beiden Schönen, die in Abwesenheit ihrer Männer ihre traurige Lage bei einer Schlittensahrt beraten, zu den „Emanzipirten“, die ihr Elend einsehen. Mit einem Stück gestrorenen Renntierfleisches und mit einem Schluck Bran werden sich die armen Geschöpfe auf die Prügeln vorbereiten, die ihrer von den heimkehrenden „Herren der Schöpfung“ harren. W. B.

Der Schlachtplan. (Illustration S. 129.) Die Tiere morden und zerfleischen einander wechselseitig ohne Plan und Methode. Der Mensch zeichnet sich dadurch vor dem Tiere aus, daß er seine Kriege mit Plan und Methode führt. Er hat den Krieg zur Wissenschaft, zur Kunst erhoben, und wer in dieser Wissenschaft und Kunst das Höchste leistet, wird mit Lorbeer gekrönt, mit Titeln und Dotationen ausgezeichnet, seine Tüchtigkeit in Marmor und Erz verewigt und die Schulmeister aller Orten sorgen dafür, daß die Nachwelt seinen Namen mit Ehrfurcht nennt. Unser Bild zeigt uns einen solchen Schlachtendenker im großen Stil (wie Byron sagt), wie er seinem Untergebenen einen Schlachtplan in die Feder diktiert. Das Kostüm weist auf den dreißigjährigen Krieg, und es ist vielleicht Tilly selbst, der soeben einen genialen Plan gebiert. Können wir uns auch nicht für das Sujet erwärmen, so verweilt unser Blick dennoch mit Wohlgefallen auf dieser meisterhaften Zeichnung, welche ihren Gegenstand höchst lebendig und mit großer Naturwahrheit, die sich auf die kleinsten Details erstreckt, zu veranschaulichen wußte und durch den vortrefflichen Holzschnitt die Einzelpartien des Bildes recht plastisch hervortreten läßt.

Der Regenbogen. (Illustration s. S. 133.) Der Regenbogen ist eine so prachtvolle, anmutige Erscheinung, daß er von je ein Schönsind

der Poesie wie der Mythe war. Den Indiern ist er der Bogen des Gottes Indra, die Hebräer erblickten in ihm den Bogen Jehovas, den er in die Wolke gelegt als Bundeszeichen zwischen sich und der Erde, bei dessen Anblick sich Jehovah seiner Zusage, die Erde nicht durch eine zweite Sintflut heimzusuchen, erinnern will. Die alten Germanen nennen ihn die Akenbrücke, welche Himmel und Erde verbindet, und bei den Griechen war die Regenbogengöttin Iris die Friedensbotin der Götter an die Menschen, während er uns als Symbol gelten kann, daß im Menschenleben wie in der Natur die Sonne über die Wolkennacht triumphiert und auf Trübsal Freude folgt. Die wissenschaftliche Erklärung des herrlichen Phänomens gibt die Dioptrik oder die Lehre von der Brechung des Lichts. Bekanntlich ist der weiße Lichtstrahl aus sechs (resp. sieben) farbigen Strahlen zusammengesetzt: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett, weshalb ein von einem dreikantigen Glasprisma aufgefangener Sonnenstrahl an der Wand das regenbogenartige Farbenbild malt, welches Spekttrum genannt wird. Man hat nicht selten Gelegenheit, einen im Grase oder Gebüsch hängenden Regentropfen zu beobachten, der dem Auge einen lebhaft roten Lichtstrahl zuendet. Zudem man aber die Höhe des Auges nur ein wenig ändert, gelingt es leicht, denselben Tropfen der Reihe nach orange, gelb, grün, blau und violett oder auch ganz ungefärbt zu erblicken. Dies beweist, daß die auf den kugelförmigen Wassertropfen fallenden Lichtstrahlen gebrochen, zurückgeworfen und dabei in farbige Strahlen zerlegt werden, die dem Auge sichtbar werden, wenn es den in gewisser Richtung austretenden Strahlen begegnet. Wir können uns daher den Fall denken, daß von sieben verschiedenen Tropfen die sieben prismatischen Farben in unser Auge gelangen. Im Staubbregen der Springbrunnen und Wasserfälle hat man Gelegenheit, dies zu beobachten. Der Regenbogen entsteht nun, wenn die parallelen Lichtstrahlen, welche von der im Rücken des Beobachters stehenden Sonne herkommen, auf eine aus fallenden Regentropfen gebildete Wand treffen und von den Tropfen in das Auge reflektiert werden, wie dies unser Bild andeutet. Beträgt der Winkel $42^{\circ} 30'$, so empfängt das Auge von dem Tropfen rotes Licht und zwar von allen Tropfen der Regenwand, auf welche parallele Lichtstrahlen unter dem gleichen Winkel fallen. Dies ist aber der Fall bei allen Regenbögen, die auf dem Kreisbogen liegen, welche die vom Auge des Beobachters in den Tropfen gezogene Linie auf der Regenwand beschreibe, wenn wir sie um ihre Achse in Umkehrung verzer denken. Die Linie beschreibt alsdann zugleich die Oberfläche eines Kegels, dessen Spitze im Auge des Beobachters liegt und dessen Achse, verlängert gedacht, in die Sonne fällt. Das Auge würde somit auf der Regenwand eine kreisförmige rote Linie erblicken, wenn die Sonne nur ein einziger leuchtender Punkt wäre; dieselbe ist aber eine Scheibe von 32 Minuten scheinbarem Durchmesser. Wir erblicken daher ein bogenförmiges rotes Band von entsprechender Breite. Ebenso empfängt das Auge von einem tiefer befindlichen Regentropfen violette Lichtstrahlen; es sind die, welche unter einem Winkel von $40^{\circ} 30'$ austreten. Zwischen Rot und Violett liegen die übrigen Farben in der Reihenfolge des Spektrums. Tritt ein Regenbogen mit lebhafter Farbe auf, so erblickt man über demselben einen zweiten, größeren, aber weit blässer, dessen Farbenreihe umgekehrt ist. Er entsteht durch zweimalige Brechung und Reflexion, woher sich seine Färbung erklärt. Wie durch die Sonnenstrahlen, können auch durch das Licht des Mondes Regenbogen hervorgerufen werden, und diese sind keineswegs so selten, wie Bon der Plüie in der Nützliene in Schillers Tell meint. St.



Auflösung der Rebus in Nr. 4:

Wer Alles erträgt, ist ein Heißiger oder ein Esel.

Inhalt: Am Nordpol. Nach dem Englischen von P. Oliverio. (Fortsetzung.) — Spinoza. Ein Gedenkblatt zu seinem 250jährigen Geburtstag am 24. November 1882. Von Dr. Richard Ernst. — Der Schmutz der Naturvölker. Ethnologische Skizze von Dr. D. Pastor. — Aus dem grönländischen Eismeer. (Mit Illustration.) — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung.) — Zur Kolonialfrage. Von Bruno Geiser. — Die Verichterster in englischen Parlament. — Ein Engelmacher. — Die Termen des Caracalla. (Mit Illustration.) — Samojedische Frauen. (Mit Illustration.) — Der Schlachtplan. (Mit Illustration.) — Der Regenbogen. (Mit Illustration.) — Arztlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz. — Sprechsal für jedermann. — Mannichfaltiges.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.